

Niklas Luhmann

Liebe als Passion *Zur Codierung von Intimität*

Allgemein handelt es sich bei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien um semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen. „Erfolg verschaffen“ heißt dabei: die Annahmefähigkeit für Kommunikationen so zu erhöhen, dass die Kommunikation gewagt werden kann und nicht von vornherein als hoffnungslos unterlassen wird. Das Überwinden dieser Unwahrscheinlichkeitswelle ist vor allem deshalb wichtig, weil es anders nicht zur Bildung sozialer Systeme kommen kann; denn **soziale Systeme kommen nur durch Kommunikation zustande**, Unwahrscheinlichkeiten markieren, mit anderen Worten, **Entmutigungsschwellen** und, in Bezug auf Evolution gesehen, Schwellen der Wiederausmerzung von Variationen. Können diese **Schwellen hinausgeschoben** werden, **erhöhen sich** zunächst die **Systembildungsmöglichkeiten im Gesellschaftssystem**, erhöht sich zugleich **die Zahl der kommunikationsfähigen Themen**, steigen intern die **Freiheitsgrade der Kommunikation** und extern die **Anpassungsfähigkeiten des Systems**; und mit all dem nimmt die Wahrscheinlichkeit der Evolution zu.

Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die solche Probleme der Kombination von Selektion und Motivation zu lösen haben, benutzen eine realitätsgebundene Semantik: Wahrheit, Liebe, Geld, Macht usw. Diese Terminologien *bezeichnen* Eigenschaften von Sätzen, Gefühle, Tauschmittel, Drohmittel und Ähnliches, und mit diesen Orientierungen auf Sachverhalte hin wird in der Anwendung der Medien operiert. Den Sachverhalten selbst wird Kausalität unterstellt. Die Beteiligten *meinen* dies, haben dies „im Sinn“. Aber die Medien selbst *sind nicht* diese Sachverhalte; sondern sie **sind Kommunikationsanweisungen, die relativ unabhängig davon gehandhabt werden können, ob solche Sachverhalte vorliegen oder nicht**. Die Funktionen und Effekte der Medien lassen sich daher auch nicht auf dieser Ebene der faktisch lokalisierten Qualitäten, Gefühle, Ursächlichkeiten erfassen, sondern sie sind in sich selbst immer schon sozial vermittelt durch eine Verständigung über Möglichkeiten der Kommunikation.

In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird. Schon im 17. Jahrhundert ist bei aller Betonung der **Liebe** als Passion (Leidenschaft) völlig bewusst, dass es um **ein Verhaltensmodell** geht, **das gespielt werden kann, das einem vor Augen steht, bevor man sich einschiff, um Liebe zu suchen; das also als Orientierung und als Wissen um die Tragweite verfügbar ist, bevor man den Partner findet, und das auch das Fehlen eines solchen Partners spürbar macht, ja zum Schicksal werden lässt**. Die Liebe mag dann zunächst gewissermaßen sich im Leergang bewegen **und auf ein generalisiertes Suchmuster gerichtet** werden, das die Selektion erleichtert, das einer gefühlsmäßig vertieften Erfüllung aber auch in die Quere kommen kann. Es ist die im Code verankerte Bedeutungssteigerung, die das Lernen des Liebenden, die Interpretation der Anzeichen und die Mitteilung kleiner Zeichen für große Gefühle ermöglicht; und es ist der Code, der Differenz erfahrbar werden lässt und die Nichterfüllung mitexaltiert (= hysterisch erregen, überspannt reagieren)

AKA: *Wir nehmen nur das wahr, auf das wir unseren Fokus gerichtet haben. Wir haben ein bestimmtes Suchmuster von der Welt, von Menschen, von Partnern und Freunden. Wir generieren mit*

dem Kommunikationscode dieses Suchmuster (dynamisch?) und werden dann erst fähig, Welt, Menschen, Partner und Freunde zu identifizieren.

Liebesfilme & Romane haben eine Funktion für die Gesellschaft, auch wenn sie keine Realsachverhalte wiedergeben, jedoch das Phänomen Liebe kommunizierbar machen und in eine bestimmte Form bringen.

“Je individueller, idiosynkratischer, absonderlicher der eigene Standpunkt und die eigene Weltsicht, desto unwahrscheinlicher wird der Konsens und das Interesse bei anderen.“

Gibt sich der andere als weltkonstituierende (weltbildende/weltgründende) Individualität, ist der, der angesprochen wird, in dieser Welt immer schon untergebracht und damit unausweichlich vor die Alternative gestellt, den egozentrischen Weltentwurf des anderen zu bestätigen oder abzulehnen. [...] **Universalität des Bezuges wird erwartet** im Sinne einer laufenden Mitbeachtung des Partners in allen Lebenslagen; man könnte auch sagen: einer laufenden Mitanreicherung des Informationsgehalts aller Kommunikationen durch den „für ihn“-Aspekt. In diesem Sinne ist nicht die thematische Ebene des Kommunikationsprozesses, sondern seine Codierung der Ansatzpunkt, von dem her Liebe zu begreifen und zu praktizieren ist.

Ein besonderer „Code“ für Liebe bildet sich, wenn alle Informationen dupliziert werden im Hinblick auf das, was sie in der allgemeinen, anonym konstituierten Welt, und das, was sie für Dich, für uns, für unsere Welt bedeuten. Die Differenz kann nicht so behandelt werden, dass eine Information eine bleibt und entweder in die eine oder in die andere Welt gehört; denn natürlich projiziert jede Privatwelt ihre eigenen Unendlichkeiten in den Totalhorizont der Welt, die für alle dieselbe ist. Sondern die Information muss dupliziert werden, um in beiden Welten (je nach aktuellem Bedarf) Prüfests bestehen und Geltung gewinnen zu können.

Dass erfolgreiche Kommunikation unter dieser Bedingung zunehmender Individualisierung der Weltverhältnisse bei Erhaltung der anonym konstituierten Welt zunehmend unwahrscheinlich wird, wird noch deutlicher, wenn man auf die Verortung der Zurechnung von Selektionen im Erleben und Handeln der Beteiligten achtet.

AKAment: Individuen können ihr Weltverständnis nicht als Handlung – also als eigene Entscheidung definieren – sie denken, die Welt ist so wie sie ist. (Luhmann verweist hier auf Fichte, der darauf hingewiesen hat???) Wenn nun jemand dieses Weltverständnis bei einem Gespräch nicht teilt, muss er sagen, WARUM er es nicht teilt – er muss also handeln. (Luhmann nennt diese Rolle des Jemandes „Weltbestätiger“

„Durch die Problemschwelle und Unwahrscheinlichkeit höchstpersönlicher Kommunikation wird die Verteilung der Zurechnung als asymmetrisch geordnet: Der Liebende der idiosynkratische Selektionen bestätigen soll, muss handeln, weil er sich mit einer Wahl konfrontiert findet; der Geliebte hatte dagegen nur erlebt und Identifikation mit seinem Erleben erwartet. Der eine muss sich engagieren, der andere (der an seinen Weltentwurf immer schon gebunden ist) hatte nur projiziert. Der Informationsfluss, die Selektivitätsübertragung von Alter (Geliebter) auf Ego (Liebender) überträgt mithin Erleben auf Handeln. Das Besondere (u. wenn man so will das Tragische) an der Liebe liegt in dieser Asymmetrie, in der Notwendigkeit, auf Erleben mit Handeln zu antworten und auf Schongebundensein mit Sichbinden.

...

AKAment: Die Asymmetrie ermöglicht die Chance des Zuvorkommens, ohne eine Vereinbarung werden für beide Partner akzeptable / kompatible Handlungen getroffen

In der Liebe wird Kommunikation nicht direkt durch Reden, sondern gerade durch Nicht-Reden bewerkstelligt. Ohne etwas zu sagen, weiß der andere Bescheid. Direkte Kommunikation ist gerade schädlich für Liebe, da sich dann zeigt, das etwas nicht Selbstverständlich ist.

„Zum klassischen Code gehört auch die „Augensprache“ und die Feststellung, dass Liebende endlos miteinander reden können, ohne sich etwas zu sagen zu haben. Es ist, anders gesagt, kein kommunikatives Handeln, kein Fragen, kein Bitten des Geliebten erforderlich, um den Liebenden auf ihn einzustimmen; das Erleben des Geliebten soll das Handeln des Liebenden möglichst unmittelbar

auslösen.“

In der Liebe nimmt man ein neues quasi zweites Weltbild in sich auf – das des Partners, um zu wissen, was er gerade erlebt oder erleben könnte. Außerdem werden Handlungen nicht mehr aus einem bestimmten Zweck ausgeführt, sondern haben eher symbolischen Charakter, der das Erkennen des Weltbilds des anderen ausdrücken soll.

“Soweit es überhaupt um Geben geht, besagt Liebe deshalb: dem anderen zu ermöglichen, etwas zu geben, dadurch, dass er so ist, wie er ist.

In der Literatur wird Liebe z.B. als Krankheit, als Wunder, als Käfig, als etwas unergründliches bezeichnet, also etwas, dass in der Gesellschaft von der Norm abweicht und auch eine Sonderstellung erhält.

Interessant: In einer Fußnote wird erwähnt, dass es heute Forschungen gibt, die Zusammenhänge bzw. eher Widerlegungen von romantischer Liebe und psychischer Unreife feststellen sollen. Also muss man auf der Hut sein, ob man bei seinem Liebessuchmuster nicht auch psychische Unreife miteinbezieht – falls dies irgendwie möglich ist.

Was noch zu erwähnen ist, ist die Differenz zwischen verbaler und Körpersprache (z.B.: Augen) – sie beide sind Grundlage der Kommunikation. Weitere organische Prozesse und Voraussetzungen für Kommunikation sind Wahrnehmung, physische Gewalt, Sexualität, Befriedigung von Bedürfnissen, Das Kommunikationssystem Liebe bedient sich des symbiotischen Prozesses „Sexualität“.

“Im körperlichen Zusammenspiel erfährt man, dass man über das eigene Begehren und dessen Erfüllung auch das Begehren des anderen begehrt und damit auch erfährt, dass der andere sich begehrt wünscht. Das schließt es aus, „Selbstlosigkeit“ zur Grundlage und Form eigenen Handelns zu machen: vielmehr wird die Stärke des eigenen Wunsches zum Maß dessen, was man zu geben in der Lage ist. Mit all dem durchbricht die Sexualität den Schematismus von Egoismus/Altruismus ebenso wie die Hierarchisierung menschlicher Beziehungen nach dem Schema Sinnlichkeit/Vernunft.“

“Die Liebe wird charakterisiert als etwas, was von Vorstellungen abweicht, die die Liebenden sich machen. ... Die Liebenden lieben ihre Illusionen mit, und der Bezug auf Sexualität scheint die heimliche Garantie dafür zu sein, dass dies funktioniert.“

Je unsicherer man darüber ist, wie der andere sich zu Erwartungen einstellen wird, desto unentbehrlicher wird es, die eigenen Äußerungen und die darauf erfolgenden Reaktionen im System interpretieren, das heißt als Indikator für Anderes, für Weiteres, für zu Erhoffendes lesen zu können.

Jemand, der handelt, meint, er tue das, weil es die Situation erfordert, der Beobachter schließt durch die Handlungen des Jemand aber eher auf seine Persönlichkeit – alleine dadurch kommt es schon zu Konflikten.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, im Auto gehen sie auseinander. Denn derjenige, der am Steuer sitzt, richtet sich nach der Situation und fährt, wie er meint, auf Grund seines besten Könnens; aber der, der mitfährt und ihn beobachtet, fühlt sich durch die Fahrweise behandelt, führt sie auf Eigenschaften des Fahrers zurück. Er kann nur in einer Weise handeln, nämlich kommentieren und kritisieren; und es ist wenig wahrscheinlich, dass er dabei die Zustimmung des Fahrers findet. Im Taxi hätte man (von Einzelfällen abgesehen) wenig Anlass, darüber zu kommunizieren. Bei Intimbeziehungen wird jedoch genau diese Situation zum Test auf die Frage: handelt er so, dass er meine (und nicht seine) Welt zu Grunde legt? Und wie könnte man davon absehen, bei Zweifeln den Versuch einer kommunikativen Klärung zu unternehmen, wenn man andernfalls mit resigniertem Schweigen sich und dem anderen sagen würde, dass man den Test nicht riskiert? (Er „schneidet die Kurven“, obwohl er weiß, dass ich das nicht mag; sie „fährt auf der Autobahn stur links“, obwohl sie weiß, wie pedantisch ich immer auf die Vorschriften achte.)

“Das In-Der-Welt-Des-Anderen-Vorkommen-Und-Daraufhin-Handeln-Können muss laufend reaktualisiert werden.“

Das heißt, der andere muss es sich irgendwie ansehen lassen, dass er die Welt des anderen als Grundlage seines Handels verwendet, jedoch soll dies keine Gewohnheit werden oder ein absichtlich zum Zwecke des anderen eingeleitetes Benehmen. Zumindest muss vom Beobachter erkennbar sein, dass man versucht ist, dies zu tun.

„Die dem zugrunde liegende Einsicht lautet, dass nur kontinuierliche Aufmerksamkeit und

Dauerhandlungsbereitschaft im Blick auf den anderen wirklich Liebe zu symbolisieren vermögen“
Die Rollen, des Ego (Handelnden) und des Alter (Beobachtenden) müssen bei Intimbeziehungen oft wechseln, da sonst die Beziehung zu einseitig wird (Luhmann: Differenz von Beobachterperspektiven und Handlungsperspektiven). Werden solche Situationen blockiert, kommt es zu Problemen in der Beziehung (nur einer hat den Führerschein, nur die Frau kocht, der Mann wartet aufs essen, etc..) Am besten wechseln die Rollen bei einem Gespräch, in dem sich Alter und Ego immer abwechseln und zudem noch die Beziehung als Ganzes (das durch sie erstellte soziale System) sehen und beeinflussen können.

„Man hat seit langem gesehen, dass der hochgetriebene Individualisierungsgrad der Personen Ehen gefährdet und ganz allgemein Intimverhältnisse unter schwer zu erfüllende Anforderungen stellt. Dies gilt nicht zuletzt deshalb, weil gerade das personorientierte Kommunikationsmedium es nahe legt, alle Konflikte auf die Personen zuzurechnen, sie also nicht als bloße Verhaltens- oder Rollenkonflikte zu behandeln. Auch und gerade am Verhalten im Konfliktfalle wird Liebe getestet – und naturgemäß unter wenig günstigen Bedingungen.“

“Das Wagnis Liebe und die entsprechend komplizierte, anforderungsreiche Alltagsorientierung ist nur möglich, wenn man sich dabei auf kulturelle Überlieferungen, literarische Vorlagen, überzeugungskräftige Sprachmuster und Situationsbilder, kurz: auf eine tradierte Semantik stützen kann. Diese Semantik muss „entsprechende Komplexität“ bereithalten. Andererseits ist das Reproduzieren einer solchen Semantik in immer neuen Varianten nur möglich, wenn ein Interesse daran vorausgesetzt werden kann... „

Die Entwicklung des Codes – Liebe zu Beginn als Ideal (Perfektion des Partners) – später ab Aufkeimen der Wahlfreiheit des Partners – Imaginationen (bestimmtes Verhalten – Galanterie – Phrasen/Komplimente) – zu dieser Zeit nur Freiheit, nicht Individualität (Freiheit der Wahl – jedoch nach Kriterien des Typischen) – Adel und Reichtum noch Voraussetzungen (Ständegesellschaft) – langsam entstehen Paradoxien:

„Insofern hängt das Verhalten der Liebe fest in den Scharnieren der schichtmäßigen Gesellschaftsdifferenzierung. Zugleich entstehen auf der Ebene der semantischen Formulierung aber Merkmale, die diese Bedingungen überschreiten, nämlich Paradoxien bewusst gemachte Illusionierungen, Formeln mit entgegengesetzten Auswertungsmöglichkeiten, kurz strategische Ambivalenzen, die die Überleitung in einen andersartigen Gesellschaftsaufbau vermitteln. So überraschend das klingen mag: Paradoxieren erweist sich, wie wir sogleich zeigen werden, als eine Technik von starker systematisierender Kraft; und Systematisierung ist die Form, in der auch für unwahrscheinliche Verhaltensanforderungen Stabilität gewonnen werden kann.

Über paradoxe Codierung:

Allgemein gesagt liegt die Funktion der Codes symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien darin, für unwahrscheinliche Zumutungen hinreichende Annahmewahrscheinlichkeit sicherzustellen. Letztlich ist es immer dieses sozialstrukturelle Paradox, das auf die semantische Ebene transportiert und als in der Sache (im Wesen der Religion, der Erkenntnis, der Liebe) liegendes Paradox zum Ausdruck gebracht wird. Die Steigerung und Entdeckung der Grundparadoxie führt zu formulierten Paradoxien, die das Grundparadox einerseits verdecken, andererseits für bestimmte Kommunikationsbereiche operationalisieren. Paradoxierung bedeutet keineswegs: Handlungsunfähigkeit. Auch nicht: Selektions- und Entscheidungsnotwendigkeit. Liebende werden nicht etwa mit „forced choice“-Mustern oder mit unvereinbaren Alternativen konfrontiert. Vielmehr bezieht sich das Paradox auf die Ebene der Erwartungen, die man im Intimverhältnis an den Partner zu richten hat; und Liebe symbolisiert, dass eine Erfüllung aller Erwartungen trotzdem möglich ist. Durch Paradoxierung (und eben nicht mehr: durch Idealisierung) werden alle Normalerwartungen ausgefiltert; und es wird gleichsam die Szene bereitet, auf der die Liebe erscheinen kann.

In einer Kultur, die Rationalität schätzt und Logik für Gesundheit hält, ist paradoxe Motivierung unter pathologischen Gesichtspunkten begriffen worden – die große Ausnahme: Pascal. Nach einer heute weit verbreiteten Auffassung erzeugt sie Schizophrenie oder zumindest zwanghafte Repetition pathologischen Verhaltens. Andererseits liegt darin auch ein Freibrief für

Rechtfertigung jeden Verhaltens. In einer Hinsicht wirkt sich paradoxe Kommunikation als Zerstörung der Persönlichkeit, in anderer Hinsicht als Zerstörung sozialer Systeme aus. Auf die eine Folge hat die Psychiatrie, auf die andere zum Beispiel die Diskussion des Konzepts romantischer Liebe hingewiesen. Dass die Transformation des Unwahrscheinlichen ins Wahrscheinliche solche Risiken läuft, wird den Soziologen kaum überraschen. Die Frage ist nur, ob man die Bedingungen genauer angeben kann, die ins Pathologische führen.“

Bei den meisten symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien werden Paradoxien (Gödel'sche Unentscheidbarkeiten) von der Kommunikation ausgeschlossen – Luhmann nennt zum Beispiel die Wirtschaft:

„Das allgemein moralische Paradox der altruistischen Selbstsucht wird zwar nicht für die Moraltheorie, wohl aber für die Wirtschaftstheorie so aufgelöst, dass es das Verhalten nicht länger irritiert, und genau das: die ungestörte Verfolgung der Eigenziele mit automatisch eintretendem Ordnungseffekt, wird als Entstehung von Ordnung aus Unordnung gefeiert.“

Nur bei der Liebe geht das nicht, da sie nur auf Interaktionen sich beschränkt „denn die Liebe regelt intime Kommunikation, und intime Kommunikation bildet keine Systeme außerhalb der Interaktionsebene. Hier versagt also diejenige Differenzierung von paradoxem Makrosystem und geregelter Interaktion, die die Illusion begünstigt, die moderne Gesellschaft sei eine spezifisch rationale Gesellschaft. **In der Intimkommunikation muss die paradoxe Konstitution ausgehalten ja expressiv verwendet werden. Hier versagt die Flucht in die Scheinrationalität.**“

Der Zweck dieser Paradoxierung in der Paarbildung ist es also, in der Kommunikation die sinnvolle Zweckgebundenheit mit der Freiheit, zu versöhnen. „Außerdem verhilft die Form der Paradoxie dazu, die Probleme der Kausalzurechnung – nicht zu lösen, sondern aufzulösen. Es kann keine eindeutige Zurechnung von Pflichten und Verantwortungen geben. Intimität wird auch nicht als Tauschverhältnis begriffen. Für alles, was geschieht, findet man Gründe beim anderen und bei sich selbst, und jede Dirigierung der Zuordnung auf Ego oder Alter ist als solche ein Verstoß gegen den Code.“

Die verschiedenen Paradoxien (erobernde Selbstunterwerfung, gewünschtes Leiden, sehende Blindheit, bevorzugte Krankheit, bevorzugtes Gefängnis, süßes Martyrium) münden in die Zentralthese des Code: die Maßlosigkeit, den Exzess. Bei aller sonst geltenden Hochwertung von maßvollem Verhalten: in der Liebe gilt es als entscheidender Fehler. Der Exzess selbst ist das Maß des Verhaltens. Wie bei allen Kommunikationsmedien muss auch hier der Code in sich selbst für sich selbst eine Ausnahme vorsehen; er ist nur mit eingebauter negativer Selbstreferenz institutionalisierbar. Entsprechend gehört eine mehr oder minder ausgeprägte Distanz zu *raison* und *prudence* mit in die Semantik und mit zu den Darstellungserfordernissen der Liebe: Man zeige seine Passion schlecht, wenn man zeige, dass man sie beherrschen könne.

Jetzt wird auch das Verhältnis zwischen Liebe und Hass paradoxiert: Es handelt sich um verschiedene Ausdrucksformen einer im Grunde einheitlichen Passion. ... Liebe und Hass geraten so in enge wechselseitige Abhängigkeit und zeichnen gemeinsam eine Beziehung aus, die sich von Freundschaft unterscheidet.

Weiters gibt es in der Liebe keine Regeln, außer des Exzess-Gebotes – „Wer den Regeln folgt, folgt nicht der Geliebten“ – *Also keine Rezepte oder Regeln.*

Luhmann fragt jetzt weiter, ob der Exzess Grenzen hat. Da die Liebe nur kurz dauert, also nur eine zeitliche Grenze hat, ist das genug und will Liebe länger halten, sollte man versuchen, dessen Höhepunkt hinauszuzögern, ja sogar zu verhindern. „Eben deshalb muss der Widerstand, der Umweg, die Verhinderung geschätzt werden, denn dadurch allein gewinnt die Liebe Dauer. Als Medium dieser Liebe dient das Wort. **Worte trennen stärker als der Körper, sie machen die Differenz zur Information und zum Anlass der Fortsetzung der Kommunikation. So produziert der Kommunikationscode selber die zu seiner Genese notwendige Verbalisierung.** Die Liebe aber existiert nur im „noch nicht“. Der Moment des Glücks und die Ewigkeit des Leids bedingen sich wechselseitig, sind identisch.“

Den Anfang eines Liebesprozesses kann man noch vernünftig wählen „die Wichtigkeit der richtigen Wahl in diesem Zeitpunkt, bevor man die Kontrolle über sich selbst verliert, wird immer wieder betont“. Man wartet nun auf erste Zeichen, die aber nicht vorhersehbar oder zu verlangen sind. „Ist der erste Gunsterweis einmal erfolgt, kann man hier Tritt fassen und weiterklettern“ Der Prozess beginnt, jedoch mit dem im Code schon vorgesehenen Ende.

Die Vorbedingung für den Steigerungsprozess der Liebe, findet Luhmann heraus, wird oft als Hoffnung ausgedrückt. Der Vergleich von Hoffnung und Realität kann oft den Abbau der Liebesbeziehung beschleunigen. „Die Umstellung des Code von Natur auf Imagination setzt, mit anderen Worten, die Liebe der zeitlichen Korrosion aus, und zwar schneller (!), als es der natürliche Verfall der Schönheit bewirken würde. Subjektivierung und Temporalisierung greifen Hand in Hand.“

Etwas kann verahltensauslösend wirken, obwohl, ja weil es gar nicht vorhanden ist. Das System erweitert seine Anregbarkeit ins Negative. Die bloße Dauer der Abwesenheit des Geliebten lässt schließlich Schlüsse auf seine Liebe zu und wird zum Anlass für Reaktionen, wenn sie unter Führung durch Erwartungen über Liebe bzw. Indifferenz gelesen wird. Man kann sich speziell in Angelegenheit der Liebe in seinem Verhalten durch Illusionen bestimmen lassen und dasselbe vom Partner erwarten, selbst wenn man weiß, dass es Illusionen sind. Der „Exzess“, die Übersteigerung, die einseitige Beleuchtung werden selbst transparent gemacht und doch zum Anlass genommen, entsprechende Informationen zu gewinnen und sich durch sie zu motivieren. Die Differenz von Illusion und Realität wird dann selbst zur Realität, und genau dies legitimiert der Code der Liebe, die über den bloßen plaisir (*emotionaler Genuss?*) hinausgeht.

Liebe beginnt mit Vergnügen, (Luhmann sagt „*plaire*“ – ich sage Flirten, Zusammensein) – das kann nun wahre oder falsche Liebe sein (mit dem Mittel der Galanterie lässt sich das machen) ... Man kann mit eher konventioneller Freundschaft und dem Austausch von Gefälligkeiten beginnen, um nach einiger Zeit, wenn es schon zu spät ist, zu merken, dass es Liebe ist. Man kann beim Vortäuschen von Liebe sich verlieben, sich in den eigenen Galanerien verfangen und den rechten Zeitpunkt zum Rückzug verpassen.

Ist schließlich nicht jede Existenz eine unfundierte Projektion, ein Entwurf, der Stützen und Schutzzonen der Unaufrichtigkeit braucht?

Ein Idealcode lässt praktisch keine Varianten zu, er ermöglicht Individualisierung nur in der Abweichung; nur negative Figuren können plastisch gezeichnet werden – so wie es nur eine Gesundheit, aber viele Krankheiten und durch sie individuelle Schicksale gibt. Diese Sperre der einförmigen Identität wird gebrochen dadurch, dass der Code für Intimbeziehungen auf Paradoxien umgestellt wird. → *Das ermöglicht nun gegensätzliche Lösungen und damit individuelle Verhaltensweisen.*

Das Obszöne disqualifiziert sich durch das fehlende Interesse an der Person, oder genauer: durch die Auswechselbarkeit der Bezugsperson. Dabei wird zugleich ein Bewusstsein der Einheit des (wie immer kulturell u. sozial geformten) sexuellen Interesses mitgeführt, so dass die Liebe sich etwas erlaubt, was die Möglichkeit, obszön zu sein (sei es momentweise, sei es in Erwartung oder Erinnerung, sei es für andere) einschließt. Die Orientierung an der Individualität des Partners steigert sich mit Hilfe dieser Differenz und erreicht zugleich die Grenze dessen, was durch kulturelle Codierung vorgegeben werden kann.

Im Code entstand so ca. im 18 Jahrhundert das Phänomen der Inkommunikabilität... In der Literatur verlagert sich das Interesse auf Normalmenschen – die Dramatik auf Kommunikationsprobleme

Inkommunikabilität wird, wie es scheint, zur Entbanalisierung der Mittelmäßigkeit erfunden. Ihr ist es zu verdanken, dass auch Normalmenschen noch eine Geschichte zustande bringen, für die andere sich interessieren können. Inkommunikabilität: Damit ist jetzt nicht mehr nur gemeint, dass die Passion die Rhetorik ins Stottern bringt, die eloquente Rede verwirrt – und sich dadurch verrät. Es geht jetzt nicht mehr nur um psychisch und situativ bedingte Störungen, die selbst eine für Passionen angemessene Kommunikation sind. Vielmehr tauchen prinzipielle Schranken der Kommunizierbarkeit auf. Nicht das Versagen der Geschicklichkeit, sondern die Unmöglichkeit der Aufrichtigkeit wird zum Problem. Dies gilt zunächst ganz allgemein. Die Erfahrung der Inkommunikabilität fällt an, wo immer Moral auf Begriffe gebracht wird, die in der Kommunikation konstraintentional (nicht zweckbestimmt) wirken. Das sind Begriffe, die Authentizität in Anspruch nehmen müssen, wie Natürlichkeit, Unverstelltheit, Feinfühligkeit, Originalität, und die Moral des 18. Jhds wird gerade auf solche Begriffe eingespield.

Mehr als irgendwas sonst ist diese Entdeckung für alle Codierung von Intimbeziehungen von Bedeutung. Die Codierung betrifft ein Kommunikationsmedium, sucht also die Effektivität von an sich unwahrscheinlicher Kommunikation zu steigern. Genau damit wird die Erfahrung einer Grenze provoziert.

Die Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen ist gewiss nur mit Hilfe von Kommunikation möglich. Sie setzt Spezialcodierung voraus und Vertrautheit mit sehr anspruchsvollen semantischen Formen. Sie führt zur Bildung von (wie immer temporären) sozialen Systemen, die die Interaktion zweier Menschen reproduzieren. Deren Intensivierung ist die Funktion des sozialen Systems und zugleich der Prozess, der einschneidende Schranken der Kommunizierbarkeit bewusst macht. Die Erfahrung von Inkommunikabilität ist ein Aspekt der Ausdifferenzierung von Sozialsystemen in Intimität. Sie widerspricht der Intimität nicht, sie entspricht ihr; und mit der Ausdifferenzierung solcher Systeme fällt sie zwangsläufig an.

Inkommunikabilität ist nicht zureichend begriffen, wenn man nur an die Beschränkungen des sprachlichen Ausdrucksvermögens denkt. Es geht auch nicht nur darum, dass Kommunikation Zeit braucht und die Ereignisse schneller ablaufen als die Kommunikation, so dass man schon beim Schreiben der eigenen Biographie unausweichlich in Rückstand geraten würde, wollte man alles berichten, was geschieht. Selbstverständlich geht es nicht mehr um die alte Lehre, dass bestimmte Inhalte ihrer Natur gemäß geheim seien und nicht offenbart werden könnten. Selbst die Einsicht, dass es Informationen über eigene Stimmungen, Mutmaßungen und besonders über eigene Ansichten über den anderen gibt, deren Mitteilung der Partner nicht verkraften könnte, trifft unser Problem nicht im Kern. Es geht, sehr viel radikaler noch, um das Problem, ob es nicht, und zwar gerade in Intimbeziehungen, Sinn gibt, der dadurch zerstört wird, dass man ihn zum Gegenstand einer Mitteilung macht.

AKAment: Es geht also bei Inkommunikabilität nicht darum, dass es nicht möglich ist, manche Dinge auszusprechen (eloquenz, Worte/Zeit weil so vieles zu berichten,) sondern darum, dass durch das Ansprechen Sinn zerstört werden kann...

Kommunikation besteht aus Mitteilung und Information – dabei wird einem erlaubt, Illusionen zu erschaffen... bzw zwischen diesen beiden Aspekten zu unterscheiden

“Zur Kommunikation und zur Annahme bzw. Ablehnung der durch sie mitgeteilten Selektionen kommt es nur, wenn der Empfänger die Selektivität der Information (Isolierung von Tatsachen?) von der Selektion der Mitteilung (Auswahl von Dingen, die man sagt?) unterscheiden kann. Das bedeutet auch, dass er auf beides reagieren muss und gegebenenfalls auf beides verschieden reagieren kann: Er mag die Mitteilung für authentisch und aufrichtig, die Information aber für falsch halten; er mag für eine unangenehme Nachricht dankbar sein; er mag die Tatsache für belanglos und die Mitteilung für ärgerlich halten („Deine Krawatte sitzt schief“)

Es kann, so dürfen wir jetzt formulieren, Sinnerleben geben, das sich nicht kommunizieren lässt, weil die Behauptung einer Differenz von Mitteilung und Information sich in Bezug auf diesen Sinn selbst zerstört.

So beruht Intimbeziehung vornehmlich auf Nicht-Reden, obwohl sich beide über den Sachverhalt im klaren sind. Oft ist es besser, nichts zu sagen, da ja vom Partner durch jede Mitteilung Schlüsse gezogen werden, inwiefern der andere auf seine Welt eingeht.

→ *Mitteilung selbst wird zur Information, da bereits ihr Aussprechen Informationen erahnen lässt...*

Man weiß schon vorweg, wie es laufen wird, und zögert dann, etwas in Gang zu bringen, was einmal in der Kommunikation, nur noch schwer zu kontrollieren sein wird. Unter der Bedingung von Intimität hat jede Kommunikation einen Personbezug und trägt die Erwartung in sich, dass auch dies jeweils mitgesehen, mitberücksichtigt, mitverantwortet wird.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird Individualität vom „Erstellen“ des Begriffes langsam mit Inhalt gefüllt. Erst allmählich wachsen Einsichten in die prägenden Einflüsse von Umwelt, Milieu, Erziehung, Reisen, Freundschaften nach, und erst am Ende des Jahrhunderts (und eigentlich nur in der deutschen Philosophie) werden jene Radikalformeln gefunden, die die Welthaftigkeit des Ich und die Subjektivität der Weltentwürfe behaupten. Erst in dieser philosophischen Anthropologie und der durch sie beeinflussten romantischen Literatur wird die Konkretheit und Einzigartigkeit des Individuums zum universalistischen Prinzip erklärt. Zwei Seelen sind ihr zwei Welten. Beachteten die sich liebenden früher nur das Verhalten und die Eigenschaften des Liebessubjekts, „folgt jetzt eine Art subjektive Welterschließung. Die Welt der Objekte, die Natur wird Resonanzboden der Liebe.“ Objekte werden verzaubert und in Bezug auf den Liebenden gesehen.

Individuelle Einzigartigkeit dient „im Kontext der Liebe als Entropie aufhaltende, dem Zerfall entgegenwirkende Orientierung“

Man sucht im Sicheinlassen auf Intimbeziehungen (und dies besonders bei sexuell fundierter Intimität) Gewissheiten, die über den Moment hinausreichen, und man findet sie letztlich in der Art, wie der Partner sich mit sich selbst identisch weiß: in seiner Subjektivität. Die Subjektivität trägt über den Moment hinaus, weil sie auch jeder Änderung des eigenen Wesens zu Grunde liegt. So kann die Person des anderen, und nur sie, in ihrer dynamischen Stabilität der Liebe Dauer verliehen, und dies speziell dann, wenn sie als Subjekt/Welt-Verhältnis begriffen ist, also allen Wandel schon vorweg in sich einschließt.

Das heißt also, die Liebe lebt aus ihrem eigenen Erfahrungsbereich insofern, dass sie Veränderungen schon einschließt und dadurch Instabilität durch nur Momente erkennende Liebe ausschließt – da Liebe ihrem Wesen nach dynamisch ist (zumindest seit dem Verständnis von Individualität).

Solche Anforderungen müssen die Semantik der Intimität berühren und ändern. Je individueller das Persönliche gedacht wird, desto unwahrscheinlicher wird es auch, dass man Partner mit erwarteten Eigenschaften trifft. Die Anleitung und Begründung der Partnerwahl kann sich dann nicht mehr auf solche Eigenschaften stützen; sie wird in die Symbole des Kommunikationsmediums, in die Reflexivität (Rückbezüglichkeit) der Liebe und in die Entwicklungsgeschichte eines Sozialsystems intimer Bindung verlagert.

Allmählich (Ende 18. Jahrhundert) erfolgt ein Wandel: idealistische und paradoxe Liebe werden, nach vielfältigem Diskurs über das Wesen der Romantik, vereinigt und in der Liebe als zweifältig präsent. „Es gilt, in der Selbsthingabe das Selbst zu bewahren und zu steigern, die Liebe voll und zugleich reflektiert, ekstatisch und zugleich ironisch zu vollziehen.“ Folgender Abschnitt Luhmanns beschreibt diesen Prozess, der die Vielfältigkeit der Ansichten der Autoren charakterisiert:

Gegen Ende des Jahrhunderts wird es zudem obligatorisch (verbindlich / verpflichtend), zur kantischen Philosophie bejahend oder ablehnend Stellung zu nehmen. Man hat insgesamt den Eindruck, dass die Unterschiede von Autor zu Autor in dieser Zeit größer sind als die Unterschiede zwischen den historischen Epochen. **Keine Leitdifferenz kann sich durchsetzen** – weder sinnlich/nichtsinnlich, noch plaisir/amour, noch Liebe/Freundschaft. Sie gelten alle, und das durchgehende Resultat ist zunächst nur eine Steigerung des Selbstwertgefühls der (lesenden) Frauen. Die Schnittlinien überschneiden sich, die Kontraste verlieren ihre eindeutigen Konturen. Wie nie

zuvor (und der Kontrast zur Entstehungszeit des amour passion im 17. Jahrhundert fällt besonders auf) gelangt Persönliches in die Dichtung, und Dichtung wird auf Persönliches zurückinterpretiert. **Die Semantik der Intimität wirkt vorübergehend wie ein strukturiertes Chaos, wie eine gärende, sich selbst anheizende Masse, die jeden zu eigenen Schlüssen anregt und damit der Individualisierung über die bloße Selbstpräsenz im Gefühl hinaus weiteren Vorschub leistet. ...** All dies löst auf vielfältigste Weise Variationen aus, die erst im romantischen Konzept der Liebe wieder zu deutlich greifbaren Resultaten gerinnen.

Es verändern sich also nicht die Ansichten zu bestimmten Themen, sondern das gesamte Fundament der Liebe wird neu ausgerichtet, alte Ansichten mit ganz anderen Augen gesehen und damit neu interpretiert. (s.o. Verschmelzung / Idealisierung / Paradoxierung)

“In all dem setzt sich eine neuartige, typisch romantische Paradoxie durch: **Die Erfahrung der Steigerung des Sehens, Erlebens, Genießens durch Distanz.** Der Abstand ermöglicht jene Einheit von Selbstreflexion und Engagement, die im unmittelbaren Genuss verloren gehen würde. **So wird der Akzent der Erfüllung in die Hoffnung, in die Sehnsucht, in die Ferne verlagert, und man muss den Fortschritt im Prozess des Liebens dann ebenso suchen wie fürchten.**“

Als Konsequenz wird Sexualität voll in der Liebe integriert und akzeptiert (vgl. „frivole Liebschaft“ – „trockene Ehe“ verschmelzen zu einer Einheit). „Es geht, was Sexualität betrifft, um mehr als nur um verständnisvollen Konsens in der Erfüllung der Rollenpflichten. Ehe ist Liebe und Liebe ist Ehe – so zumindest nach dem „Naturrecht“ Fichtes. Die meisten Ehen sind dann zwar nur Eheversuche, aber man weiß wenigstens, auf was es ankommt.“

Der Mensch muss sich bei Ausleben seiner Sexualität nicht mehr um die Rechtfertigung seines Tierischen im Menschen bemühen, denn „Sein höchstes Vermögen zum Beispiel ist nicht mehr die Fähigkeit, Universalien zu erkennen, sondern die Fähigkeit zur selbstreferentiellen Konstitution eines Weltverhältnisses. Dieses Vermögen individualisiert ihn als Subjekt in Differenz zur Welt – und nicht mehr als Sondergattungswesen Mensch in Differenz zum Gattungswesen Tier.“

Reflexivität des Liebens ist also mehr als ein einfaches Mitfungieren des Ichbewusstseins in der Liebe, mehr auch als das bloße Bewusstsein der Tatsache, dass man liebt und geliebt wird. Auch das Mitwirken von Intelligenz in der Liebe trifft den Sachverhalt nicht. Auf all das kann man verzichten, wenn man zur Reflexivität der Liebe gefunden hat. Dazu gehört, dass ein entsprechendes Gefühl gefühlsmäßig bejaht und gesucht wird,; dass man sich als Liebenden und Geliebten liebt und auch den anderen als Liebenden und Geliebten liebt, also sein Gefühl genau auf diese Koinzidenz (Zusammentreffen) der Gefühle bezieht. Die Liebe richtet sich auf ein Ich und ein Du, sofern sie beide in der Beziehung der Liebe stehen, das heißt, eine solche Beziehung sich wechselseitig ermöglichen – und nicht, weil sie gut sind, oder schön sind, oder edel sind, oder reich sind.

Intimität ist der Begriff für die Verschmelzung des Glücks zweier Liebender, die darin besteht, dass das Glück für beide in genau den gleichen Handlungen liegt. Dies ist nur möglich, wenn die Zeit ausgeschaltet wird, wenn jeder dem folgt, was der Moment ihm eingibt. Jeder Versuch, Wissen und Erinnerung heranzuziehen, lähmt das Erleben. Jedes Vorbedenken, jedes Ausführen von Handlungen, die man sich vorher überlegt hatte, muss vermieden werden, denn das macht für den Moment unempfindlich.

Was erreicht wird, ist nach all dem eine eigentümliche Kombination von zirkulärer Geschlossenheit und Offenheit für alles, was die Liebe anreichern kann. Gerade dass für die Liebe nur die Liebe zählt, heißt zwar, dass sie eine Welt für sich konstituiert, aber eben auch: für sich eine Welt. Es geht dabei um mehr als um wechselseitige Anpassung, um mehr auch als um wechselseitige Beglückung, die ja an der Erschöpfung der Bedürfnisse und an Gewöhnung rasch vergehen müsste; es geht um Konstitution einer gemeinsamen Sonderwelt, in der die Liebe sich immer neu informiert, in dem sie das, was etwas für den anderen bedeutet, ihrer Reproduktion zu Grunde legt. Nur so kann Liebe Ehe sein. Nur so gibt Liebe sich selbst Dauer.

Im 18. Jahrhundert verschmelzen auch Liebesehe und eheliche Liebe zu einer Einheit (= romantische Liebe). Die Bedeutung der Verwandtschaft bei der Wahl des Ehepartners ist sehr gering, wenn nicht sogar störend. „Die Eltern haben allenfalls noch indirekte Möglichkeiten ihren Kindern Kontaktabstimmungen zu erleichtern oder zu erschweren. Entsprechend groß ist die (objektive) Unsicherheit und das Risiko der Partnerwahl. Die Semantik der romantischen Liebe übernimmt die Funktion, diese Unsicherheit in subjektive Gewissheit zu verwandeln. Sie dient als eine Art magisches Substitut für Voraussicht. Sie gibt zumindest Darstellungsformen vor, mit denen in der Interaktion Unsicherheit als Gewissheit behandelt werden kann mit dem Effekt, dass sie soziale Bestätigung finden und damit Gewissheit werden kann. Die Absonderung des Liebespaares erfüllt nicht zuletzt die Funktion, diesen Transformationsprozess ohne objektivierende soziale Kontrollen ablaufen zu lassen. Wiederum wirken hier spezifische sozialstrukturelle Problemlagen selektiv auf das, was aus den reichen Beständen der Liebessemantik herausgezogen und reproduziert wird.

Man kann sich den Wandel verdeutlichen, wenn man in Betracht zieht, dass eine Liebeserklärung, wenn sie endgültig überzeugen soll, immer noch eine zweite Erklärung erfordert. Im 19. Jahrhundert tritt an diese Stelle die Erklärung der Heiratsabsicht. Die Zusatzklärung bezieht sich nicht mehr auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft; und deshalb, weil die Familie nicht mehr durch die Generationen kontinuiert, sondern jeweils neu gegründet werden muss.“

Die romantische Liebe ist aber für den ehelichen Alltag ungeeignet, da sie keine Vorgaben gibt. Deswegen gibt es am Anfang des 19. Jahrhunderts auch andere Thematisierungen von Liebe (auf nichtromantischer Basis), die „sozusagen ins Triviale hinunterstimmen“. Der zentrale Aspekt der Sexualität wird hervorgehoben. „Unter der Vorstellung, ihr Glück zu suchen, dienen Individuen der Reproduktion der Menschheit“. Es wird begonnen, die Semantik der Liebe nicht mehr als gegeben hinzunehmen, sondern als „einen dreistufigen Steuerungszusammenhang zu begreifen. Auf der Ebene der Literatur, der Romane, der >>idéologie<< (die wir hier Semantik nennen) werden Leitvorstellungen festgelegt, die die individuelle Gefühlsbildung beeinflussen. Diese wiederum steuert das generative Verhalten der Menschen in einer Art „Meditation des Genius der Gattung“. In einem voll individualisierten, freigegebenen und doch unbemerkt gesteuerten Auswahlverfahren wird über die Reproduktion und damit über die „Zusammensetzung der nächsten Generation“ entschieden. Freiheit und Institution fallen zusammen.

Wenn Liebende Romane lesen und sich Vorstellungen machen, die zwar unkontrolliert/individuell zustande kommen, aber doch die Funktion einer kombinatorischen Züchtung der Menschengattung erlauben. „Erst diese Funktion lässt den tieferen Sinn all der Entzückungen und Schmerzen, all der Ängste und Nöte, all der Überschwänglichkeit erkennen“ Liebe wird plötzlich vom Naturgegebenen Recht zur wissenschaftlich erforschbaren und von der Gesellschaft provozierten (durch Romane,...) Materie. Das Ziel ist, wie erwähnt, die Reproduktion der Menschheit, nicht mehr und nicht weniger. Eine schwere Wunde für die romantische Liebe. „Sie überlebt dann noch die naturalistischen und evolutionistischen Tendenzen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – aber unter Verlust aller Tiefenspannung und in der Form eines scheinbar ernsthaften Illusionismus, der sich alsbald der Entlarvung aussetzt.

Ist die Romantik also nur ein letztes Sichaufbäumen gegen die Trivialisierung, gegen die Allgemein zugänglichkeit der Liebe? Oder muss das Festhalten an der „großen Liebe“ mit einer eigentümlichen Unentschlossenheit, ja mit dem Verlust der großen Form bezahlt werden? Jedenfalls verschieben sich durch die Ausdifferenzierung von Einzelfamilien die Plausibilitätsgrundlagen, die die immer möglichen Neuerungen seligieren (selektieren). Ein schon lange vorkommendes Motiv, dass Liebende die Ehe suchen (und dass die Romane mit der Eheschließung enden), wird erst jetzt aktuell. Die alte These der Unvereinbarkeit von Liebe und Ehe muss jetzt überspielt werden, das Ende des Romans ist nicht das Ende des Lebens. Man versucht, die Semantik der romantischen Liebe durch Weglassen aller Elemente zu kürzen, die Bedrohliches signalisieren. Nicht nur Romanhelden wie Don Quichotte, Emma Bovary, Julien Sorel, nein jedermann bekommt die Möglichkeit, sich in kopierte Bedürfnisse hinauszusteuern. **So entsteht eine Art Kleine-Leute-Romantik, die gegenfalls auch schon durch Konsum von Buch und Film befriedigt werden kann – „one of the few bright spots in a life normally bounded by the kitchen, the office and the grave“. Sie ist leicht zu verstehen, traumhaft realisierbar, intellektuell anspruchslos und steril. Nur wenige zwar können danach**

leben, aber alle können davon träumen. Sie liegt außerdem quer zu den normalen Karrierebedingungen einer durch Märkte und Organisationen geprägten Gesellschaft und erschließt so Liebe und Ehe als Aufstiegswege eigener Art, die ebenfalls „nichts“ voraussetzen und als voll individualisiert gelten können.

Aber wird eine bloße Trivialisierung genügen? Wenn Liebe erneut als Ideal institutionalisiert werden muss, um unwahrscheinliches Verhalten sozial zu decken und psychologisch zu präparieren, wird dann nicht der Vergleich von Ideal und Person typisch zum Nachteil der Person ausfallen? Wenn ein Code darauf spezialisiert ist, unnormales Verhalten als normal erscheinen zu lassen, wird er dann nicht versagen, wenn das Verhalten unter dem Druck realer psychischer und sozialer Bedingungen sich renormalisiert? Man entdeckt schließlich die alte Inkompatibilität neu als Problem in der Ehe: als Enttäuschung genau der Erwartungen, auf die die Ehe gegründet war.

Die Folge sind Ehescheidungen, bei denen beide wissen, dass sie sich selbst in diese Lage gebracht haben. „Schuld hat dann möglicherweise die ideologische Fehlsteuerung durch „romantische Liebe“. Diese Annahme löst die Suche nach ganz anderen Grundlagen für dauerhafte Intimbeziehungen aus. Die alte (z.B. puritanische) Vorstellung des „Lebensgefährten“ wird, ohne dass man sich ihrer erinnert, wiedergeboren unter Bezeichnungen wie Kameradschaft. **Man sucht in der Ehe nicht eine ins Unrealistische angehobene Idealwelt und erst recht nicht eine Dauerbetätigung für leidenschaftliche Gefühle, sondern eine Basis für Verständigung und für gemeinsames Handeln in allem, was einem wichtig ist.** Jedenfalls wird schon ab der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Romantik in der Unterhaltungsliteratur stereotypisiert.

Luhmann meint jetzt, dass sich Intimität neu definieren soll und zwar aus dem Unterschied zwischen Unpersönlichen und Persönlichen Beziehungen. „Dies ist nicht die alte Unterscheidung der Angehörigen der eigenen Gruppe und der Fremden, aus der die *philos/philia* – Tradition erwachsen war. Es handelt sich nicht um eine vorgefundene, natürliche Gruppierung von Personen, in welcher Einzelne oder kleinere Gruppen sich allenfalls durch Mobilität (Sezession) verschieben können. Das Problem liegt nicht mehr in der Differenz religiöser (auf Gott bezogener) und weltlicher (notwendig eigensüchtiger) Liebe, die beide in bezug auf Schicksale und Personenmerkmale des anderen relativ indifferent bleiben konnte. ... Vielmehr liegt die Differenz, die jetzt Form gibt, auf der Ebene der sozialen Beziehungen, in die der Einzelne entweder sein ganzes Selbst einbringen kann oder nicht. Die meisten Erfordernisse seines Lebens kann der Einzelne, und das ist neu, nur noch in unpersönlichen Beziehungen sicherstellen, in Beziehungen, in denen er nicht oder nur in den engen Grenzen des jeweiligen Systems, über sich selbst kommunizieren kann. Diese Bedingung schließt sogar den Aufbau des Selbst selbst ein, nämlich den Werdegang im Kontext schulischer und beruflicher Karrieren. Die Differenzenerfahrung, an der entlang das Selbst konstituiert wird, bekommt durch diese sozialstrukturellen Bedingungen eine spezifische Färbung. Der Bedarf für ein anderes Selbst – und das heißt: ein anderes anderes und ein anderes eigenes Selbst – wird dadurch tief eingepägt. Er geht in die Konstitution der eigenen Identität mit ein.“

Zu Beginn der Industriellen Revolution (19. Jahrhundert) hatte man angenommen, dass nur der Mann in der Welt arbeite und deshalb nur er sich mit den Unterschieden von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen auseinandersetzen habe. Für diesen Mehraufwand gegenüber der Frau werde er von letzteren mit Liebe entschädigt. Doch die Zeiten haben sich gewandelt, die Differenz dieser Beziehungen gilt für alle, egal welchen Geschlechtes oder welcher Schicht. Das verstärkt den Wunsch, persönliche Beziehungen auszubilden, die aber nun eine ganz andere Grundlage haben müssen, denn frühere Beziehungen, die vornehmlich auf Bedingungen wie „Lebenstüchtigkeit, Abgabebereitschaft, Einsatzwilligkeit“ aufgebaut waren, sind zwar jetzt auch noch notwendig, aber in unpersönlichen Beziehungen realisiert. Worauf baut also Intimität im 20. Jahrhundert auf, fragt sich Luhmann?

“Man hat vermutet, dass in einer Gesellschaft, die jedem eine hochkomplexe Umwelt mit ständig wechselnden Beziehungen bietet, Ehen oder eheähnliche Beziehungen umso stärker intensiviert werden, da sie den Gehalt bieten können in wenigstens einer dauerhaften Beziehung für die ganze Person. Auch belegen empirische Forschungen, dass Familien in einer komplexen und variablen Umwelt eher zu diffus-intimen Innenbindung tendieren als Familien, deren Einzelrollen zugleich fest in die Umwelt eingefügt sind. Aus dem starken, sozusagen kompensatorischen Interesse an Intimbeziehungen kann aber kaum auf Stabilität der entsprechenden Systeme geschlossen werden. Gerade Hoffnungen und Erwartungen, die etwas Vermisstes zu finden, etwas Unerfülltes zu erfüllen suchen, können auch Maßstäbe aufbauen, die sich nicht oder nur schwer erfüllen lassen. Dies gilt nicht

zuletzt, wenn keine sozial standardisierte Semantik zur Verfügung steht, an die man sich in der Einschätzung der Aussichten und in der Regulierung eigener Verhaltensweisen halten kann.

Genau – man braucht gewisse Orientierungen, die sich sozial über Literatur, Filme, etc... aufbauen lassen – den Code der Intimität also. Dieser aber lässt sich heutzutage schwerer feststellen bzw. in eine allgemeine Form bringen. „Ablehnung und verdeckte Fortführung von traditionsbestimmten Vorstellungen halten sich die Waage. Die Form des Code scheint sich vom Ideal über das Paradox zum Problem hin gewandelt zu haben, und das Problem wäre dann ganz einfach: einen Partner für eine Intimbeziehung zu finden und binden zu können. Skepsis gegenüber Hochstimmungen jeder Art verbindet sich mit anspruchsvollen hochindividualisierten Erwartungshaltungen. Die Alternative des Abbrechens und des Alleinbleibens wird als Lebensplan ernst genommen und verstanden. Individuelle Selbstverwirklichung nicht in der Jugend, sondern alltäglich in den Beziehungen und in den Ehen, wird größer geschrieben und als Voraussetzung gemeint. Es geht vorwiegend um das Knüpfen / Auflösen und Definieren von Bindungen. Früher, als die älteren Gesellschaftsordnungen noch wenig Raum für Intimbeziehungen boten, kannten sich die Partner zumeist schon vorher „aus anderen Zusammenhängen, und das Eintreten in nähere Beziehungen wird oft keine wesentliche Erweiterung dieser Kenntnis, keine Aufnahme der Tiefenstrukturen des Erlebens des Partners bedeutet haben. Erwartungen in bezug auf persönlichen Einklang konnten nicht sehr gesteigert werden; vielleicht war „Seelisches“ in entsprechendem Umfang auch gar nicht vorhanden, da die Gesellschaft keine Gelegenheit zur Selbstproblematik bot. Der wichtigste Faktor für ein Harmonisieren in persönlichen Beziehungen wird im Gleichklang der Außenbeziehungen gelegen haben, die in Freundschaften oder gemeinsamer Lebensführung nur zusammengefügt werden brauchten. Heute aber durch die Selbstständigkeit der Intimbeziehungen (soziale Regression) sieht die Sache anders aus: Der Außenhalt wird abgebaut, die inneren Spannungen verschärft. Die Stabilität muss jetzt aus rein persönlichen Ressourcen heraus ermöglicht werden, und dies zugleich im Sicheinlassen auf den anderen! Vergleicht man nochmals historisch, so sieht man: Die Franzosen hielten um 1700 eine stabile Liebesbeziehung schlechterdings für unmöglich, die englischen Moralisten konstatierten zu gleicher Zeit bei zunehmender Empfindsamkeit ein Zunehmen von Liebe und Hass in den Ehen. Auch in der neueren Forschung wird die besondere Konfliktrichtigkeit von Intimverhältnissen immer wieder bestätigt. Dies mag daran liegen, dass für Meinungsverschiedenheiten in bezug auf konkrete Handlungen, Rollenauffassungen, Umwelteinschätzungen, Kausalzurechnungen, Geschmacksfragen, Wertungen nur die Ebene personaler Kommunikation als Ebene der Konfliktlösung zur Verfügung steht, auf der man Übereinstimmung in der wechselseitigen Liebe wahren möchte; dass aber zugleich der Rückschluss von Meinungen oder Verhaltensweisen auf diese letzte Ebene allzu nahe liegt, gerade weil dieser Zusammenhang durch Liebe ja gewährleistet sein soll. In den 20er / 30er Jahren glaubte man, dass romantische Liebe mit einem hohen Grad an Selbstverwirklichung der Partner in der Intimbeziehung nicht kompatibel ist. Heute meint man, dass eher „die soziale Regression, die Freigabe von Intimbeziehungen zu eigener, persönlicher Gestaltung selbst Grund der Probleme ist.“

Luhmann über die Semantik der Liebe, die die Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen eingeleitet und begleitet hat, zunächst gegen die Ehe als gesellschaftliche Institution und später für die Ehe als Eigengründung der sich Liebenden.

“Diese Bindung an die Form der Ehe scheint sich zu lockern. Schon seit langem hat die Mitwirkung der Eltern sich auf mehr informale Mittel vorsorglicher Kontakthanbahnung oder Kontaktverhütung beschränken müssen. Mehr und mehr scheint auch diese Kontrolle den selbst auferlegten Rücksichten zu weichen. Vor allem aber springt der Zeithorizont als Ersatz für soziale Kontrolle ein. Man wird älter und gerät dadurch unter die Pression – eine generalisierte soziale Pression! –, einen adäquaten Partner für eine Ehe finden oder doch akzeptieren zu müssen. Diese Verschiebungen betreffen immer noch das Symbol, mit dem die Gesellschaft erlaubte und geschützte Exklusivität zur Verfügung stellt. Sie geben dieses Symbol aber zu quasi-autonomen Verfügung frei, was nicht ohne Folgen bleiben kann. → **Eine derart autonomisierte Ehe bietet keinen ausreichenden Schutz gegen die Hauptgefahr intimer Beziehungen: ihre Instabilität.**

Luhmann über das Phänomen der Intimität:

Es gibt keinen theoretisch hinreichenden Begriff dafür. Am ehesten wird man das, was gemeint ist, als

hohe zwischenmenschliche Interpenetration auffassen können. Das heißt: Personen senken im Verhältnis zueinander die Relevanzschwelle mit der Folge, dass das, was für den einen relevant ist, fast immer auch für den anderen relevant ist. Entsprechend werden kommunikative Beziehungen verdichtet. Intimität lässt sich dadurch charakterisieren, dass schon das (selektive) Erleben und nicht nur das Handeln des einen Partners für den anderen handlungsrelevant wird; man muss nicht nur alles tun, was verlangt wird, man muss zuvorkommen. Der deutsche Idealismus hätte gesagt: sich das Weltverhältnis des anderen zu eigen machen, das heißt: es mit genießen: auch der hohe Grad an Verbalisierung der Liebesverhältnisse belegt die These, Liebende können unermüdlich miteinander reden, weil alles Erlebte mitteilenswert ist und kommunikative Resonanz findet.

Luhmann fragt sich jetzt, ob Intimbeziehungen als autonome Sozialsysteme (mit Selbstregulierung) freigegeben werden können, und welche Konsequenzen dies einfordert, „mit der Umwelt nur durch Prozesse verbunden zu sein, die nicht ihrem eigenen Wesen, nicht ihrem besonderen Modus der Informationsverarbeitung entsprechen?“ Er fragt sich weiter, ob eine Semantik wie die amour passion, die half, das Unwahrscheinliche zu ermöglichen und zu pauschalisieren, sich noch für die heute vorherrschenden (durch sie verursachten) Sachverhalte in den Intimbeziehungen eignet (worauf nun eine lange Beantwortung folgt) „Das Unwahrscheinliche zunächst einmal zu ermöglichen und zu pauschalisieren, ist eine Sache; es zu ertragen, eine andere. Schon das 19. Jahrhundert hat zwischen Übersteigerung und Trivialisierung gependelt, und erst recht müsste heute die Codierung der Intimität den Zugang zu den entsprechenden Einstellungen für jedermann offen halten. Parsons spricht von einer generalisierten Zugänglichkeit zu einer „attitudinal entity“ mit Hilfe einer Semantik von „affect“ (Gemütsbewegung unter Ausschaltung von Hemmungen). Ist hierfür dann eine Semantik der Passion, des Exzesses, der Extravaganz, der Unverantwortlichkeit fürs eigene Fühlen oder auch nur eine Semantik der Hochstimmung des unwahrscheinlichen Glücks noch zu brauchen?

Zunächst wird man wohl feststellen dürfen, dass der **semantische Gehalt von „romantisch/Romantik“ unter der Hand längst ausgetauscht worden ist** – sowohl, wenn man den Sinn auf die eigentliche Romantik bezieht, als auch, wenn man damit einfach die romanhafte Darstellung der Liebe meint. Achtet man zum Beispiel auf die Items, die Amerikaner verwenden, um Skalen zu konstruieren, mit denen man romantische Liebe messen kann, so ist damit **ungefähr das Gefühl von Füreinanderdaseins gemeint**, nicht mehr und nicht weniger. Von der Tradition des amour passion ist nichts mehr zu spüren. Die Differenz, die hier zählt, scheint nur noch den Zugang zu sexuellen Beziehungen zu betreffen; ob mit oder ohne emotionale Bindung. **Der symbiotische Mechanismus sexueller Beziehungen ist damit nicht nur in den Code inkorporiert, er ist „die Sache selbst“, zu der man verschiedene Einstellungen haben kann. Deren Differenz definiert dann „romantische Liebe“.**

Auf den ersten Blick kontrastieren so bescheidene Ansprüche an Sinn – und es soll doch Lebenssinn sein! – auffällig mit der sozialstrukturellen Tiefenlage und der Unvermeidlichkeit autonomer Handhabung ausdifferenzierter Intimbeziehungen. **Vielleicht liegt aber gerade darin die Erklärung, vielleicht macht gerade die Entwicklung, die wir als Ausdifferenzierung, Autonomisierung, soziale Regression charakterisiert haben, es zu riskant, den prekären (risikoreichen) Prozess der Erwartungsabstimmungen auch noch durch kulturell hochgetriebene Modelle, Ansprüche, Sprachformen zu belasten.** Außerdem nimmt in diesem Prozess die Komplexität der internen Möglichkeiten und damit auch die Komplexität der relevanten Umwelt zu. Wenn man beachtet, dass es sich für Ego wie für Alter um das Problem der Beziehungen zwischen Person und Umwelt handelt, also um ein Problem, das nicht einfach durch eine Beschreibung erwünschter Personenmerkmale fixiert werden kann, fällt es schwer, sich Lösungen auf der Ebene einer tradierfähigen Semantik vorzustellen. Sicher sind Einzelworte „wie Kameradschaft“ unzureichende Hinweise, zumal sie einer Sphäre entstammen, die heute weitgehend depersonalisiert ist. **Man wird sich sogar fragen müssen, ob und wie das Thema überhaupt literaturfähig ist.** Es fehlt jene Spannung zwischen Sexualität und Moral, zwischen notwendig geheimen und öffentlichen Dingen, die es ermöglichte, im Druck etwas zu publizieren, was als privat unter Ausschluss der Öffentlichkeit praktiziert werden musste. Es fehlt das damit einhergehende Interesse an Lernen und an stellvertretendem Miterleben. **Es fehlt jene relativ einfach zu handhabende, direkte oder indirekte Funktion der Sexualität als heimlicher Indikator für Gewünschtes.** Nicht, dass man auf Sexualität als symbiotischen Mechanismus verzichten könnte! Aber die **Thematisierung der Sexualität** oder die Behandlung von Themen, die

im semantischen Kontext Sexualität vertreten, haben nicht mehr jenen nahe liegenden Problembezug, **suggerieren nicht mehr so deutlich, dass auf diesem Wege der Bedarf für intime Kommunikation befriedigt werden könnte**. Wenn es mit um Welt geht, kann Sexualität Interpenetration nicht mehr ausreichend symbolisieren. Nicht zuletzt entsteht daraus **Unsicherheit in der Frage, welche Bedeutung dem Unterschied der Geschlechter noch beizumessen ist**, wenn man von dem Problem der Intimität ausgeht, wie es sich heute stellt. Die Unterschiede der Geschlechter, die in allen Liebes-Codes bisher hervorgehoben wurden und um die herum Asymmetrien konstruiert und gesteigert wurden, schleifen sich ab. Einst für das Eingehen einer Ehe noch wichtiger als Geld, fragt man sich heute: wohin mit den Resten einer solchen nicht-legitimierbaren Differenz? Vor allem folgt aus der Freigabe sexueller Beziehungen, dass – jedenfalls im Roman – die Konditionierung (Etwas tun, damit eine gewünschte Reaktion erfolgt) umgekehrt werden muss. Das lange Schmachten vor der Erfüllung wirkt lächerlich. Das Sich-Einlassen auf sexuelle Beziehungen erzeugt dagegen Prägungen und Bindungen, die ins Unglück führen. **Die Tragik liegt nicht mehr darin, dass die Liebenden nicht zueinanderkommen; sie liegt darin, dass sexuelle Beziehungen Liebe erzeugen und dass man weder nach ihr leben noch von ihr loskommen kann**. Auch in der Fachliteratur, die sich direkt mit Themen der Sexualität befasst, findet man Reaktionen auf diese neue Lage. Sie laufen aber in eine andere Richtung. Fast durchweg hat diese Literatur sich von warnenden, hemmenden auf beratende, fördernde, Mut machende Intentionen umgestellt. Der letzte, groß angelegte Versuch der victorianischen Epoche, Sexualität so weit wie möglich zu negieren, wird nur noch ironisch behandelt und als ein kaum noch zu begreifender Irrweg angesehen. An die Stelle der medizinischen Semantik tritt teils eine klinisch-therapeutische Bemühung um orgasmische Vollbefriedigung, die ihre eigenen Paradoxien erzeugt (*Fußnote zur Erklärung, ich verstehe diese Paradoxie jedoch trotzdem nicht ganz*: So z.B. die Darstellung der „spectator role“ aus Anlass von „fears of performance“ bei Masters/Johnson. Während die gesamte Therapie Leistungs- und Fehlleistungsthemen ins Bewusstsein bringt (oder dies jedenfalls kaum vermeiden kann), wird der daraus entstehenden Selbst- und Fremdbeobachtung ein schwerwiegendes Leistungshindernis gesehen. Man denkt etwas wehmütig an die romantische Ironie und „Besonnenheit“ zurück, die durchaus als mitgenießbar, ja als Reflexivwerden des Genusses gedacht war; oder auch an die alte Problematik des Beichtstuhls: Warnung und Stimulierung zugleich zu sein. – *ah ich glaube, ich verstehe, man bemüht sich um volle Befriedigung, jedoch der Druck, mehr zu Leisten schafft dies gerade nicht!*); teils kaum bewusst, aber um so deutlicher zu erkennen, die Semantik des Sportes. **Körperaktivismus symbolisiert Jugend – im Sexualverhalten wie im Sport**. Es geht um Leistung und um Leistungsverbesserung, aber nicht um Leistungen, die man schuldig ist, sondern um solche, die man freiwillig erbringt. Die Verbesserungsfähigkeit erfordert ihrerseits Mühe und Aufmerksamkeit und, wie bei allen Körperleistungen, Training. Der Vollzug ist angewiesen auf räumlich-zeitliche Ausdifferenzierung aus dem Alltagsgeschehen. **Das Verhältnis zum Partner muss „fair“ sein, muss ihm eine Chance geben. Und wie beim Sport ermöglicht auch hier der Rückzug auf ein sozial als sinnvoll definiertes Körperverhalten, den Sinnunsicherheiten in allen übrigen Lebensbereichen auszuweichen**.

Die Gleichheit der Geschlechter wird mehr denn je betont, und die erheblichen Unterschiede im Sexualerleben von Mann und Frau kommen dadurch nicht recht zur Geltung. **Die Betonung der Gleichheit hat, paradoxerweise, das Resultat, dass das Sexualgeschehen und die abbildende Liebessemantik nach der Fassung (Form/Schema) des Mannes interpretiert werden**. Sein Sexualerleben und Verhalten hat den Vorzug der prägnanteren Gestalt, des spektakulären Geschehens, des deutlich sichtbaren Anfangs und Endes. Es eignet sich besser als Zugriffspunkt für orgasmuszentrierte Therapien. **Auch die Vorstellung der Ausdifferenzierbarkeit sexuell orientierten Verhaltens scheint sich an den Mann, nicht an die Frau zu halten. Wenn eine Frau liebt, sagt man, liebt sie immer. Ein Mann hat zwischendurch zu tun. Mit all dem tendiert der Privatbereich gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen zur Ausdifferenzierung und zur Entspannung** (auch dies im übrigen ein „männliches“ Symbol“). Was die Literatur oder der Film dann an Exaltiertheiten anbieten, um die eigene Existenz zu retten, wird nicht mehr abgenommen. **Dennoch bleibt der Bedarf für Intimität, für zwischenmenschliche Interpenetration bestehen. Damit ist auch ein Bedarf für organisierende Vorurteile, für gepflegte Semantik, für Form und vor allem für Lernmöglichkeiten gegeben**. Aber die Anhaltspunkte für die Codierung des Kommunikationsmediums Liebe haben sich verschoben; und dies so radikal, dass man kaum sagen kann, ob und welche Themen der Liebessemantik übernommen und weiterverwendet werden können.

Diese Verschiebung kam vor allem deshalb zu Stande, weil das Vorhandensein von persönlicher oder unpersönlicher Beziehung als zentrale Differenz über die Frage der Intimität entschied (es geht nicht darum, ob Themen radikalisiert wurden). So sind also unpersönliche Beziehungen einfach unpersönliche Beziehungen, die ihre Funktion erfüllen. Dagegen wird in persönlichen Beziehungen viel mehr erwartet, und das konzentriert sich dann auf eine oder wenige Personen, was zu einer harten Bestandsprobe führt, da auch der Partner hohe Anforderungen stellt. „Die persönlichen Beziehungen werden mit Erwartungen eines auf die Person Abgestimmtheits überlastet, woran sie oft zerbrechen, was aber die Suche danach nur verstärkt und das Ungenügen nur unpersönlicher Beziehungen nur umso deutlicher hervortreten lässt.

Anders als je zuvor wird damit **die Differenz persönlich/unpersönlich zur konstitutiven Differenz** (grundlegender wesentlicher Unterschied), das heißt zu derjenigen Differenz, die im Sinne der Definition von Bateson (difference that makes a difference) den Informationen ihren Informationswert gibt. **Ohne diese Differenz würde dem Verhalten anderer keine Information in Richtung auf den Intimbereich abgewonnen werden können;** und ebenso wenig würde man den Sinn des eigenen Handelns ohne Orientierung an dieser Differenz bestimmen, wenn immer es um Liebe (oder semantische Äquivalente) gehen soll. Das heißt schon auf dieser Grundlagenebene ganz praktisch: **dass sowohl im Erleben als auch im Handeln Schwierigkeiten des Anfangs auftreten, weil man in Situationen, die primär durch unpersönliche Erwartungen geordnet sind, ein Interesse am Persönlichen sehen und zum Ausdruck bringen muss, ohne dafür über gesellschaftlich geprägte Anlaufformen (Galanterie) zu verfügen.** (Fußnote: Hier hilft das alte Thema der Unerklärlichkeit und Plötzlichkeit des Anfangs der Liebe offensichtlich nicht weiter; es war bezogen auf das Wie, nicht auf das Dass des Anfangs. Man braucht jetzt eine Semantik, die auf die Differenz von Anfangen und Nichtanfangen der Liebe hin orientiert). **Dies könnte bedeuten, dass ein vertieftes Verständnis von Liebe sich heute, anders als man früher meinte, kaum dazu eignet, das Anfangen und die Anlaufphase einer Intimbeziehung anzuleiten.** Hierfür mögen sich Tauschvorstellungen besser eignen, die im Code wirklicher Liebe ausgeblendet sind. Dann bleibt zwar offen, wie in einem verbreiteteren, verdichteten Tauschverhältnis Selbstlosigkeit und Orientierung am anderen als dominantes Motiv sich einnisten können. Aber ist diese Codierung weniger plausibel als die einer Zufallsentstehung von Passion? Und außerdem lägen Beziehungen auf die Romantik gar nicht fern (allerdings: auf eine nur noch selten erinnerte Romantik), die ja auch verkündet hatte, dass äußere Gesten entsprechende Gefühle nach sich ziehen können.

Von anderen Ausgangspunkten her wird diskutiert, wie es in öffentlichen Situationen und **angesichts der Kürze des Kontaktes, der hier erwartet werden kann, überhaupt möglich ist, mit persönlicher Kommunikation zu beginnen. Die Fähigkeit, über sich selbst zu reden, scheint Voraussetzung zu sein für den Beginn einer Intimbeziehung:** sie stimuliert den Angesprochenen, auch über sich selbst zu reden. Die Neigung, dies zu tun, mag in hohem Maße psychologisch bedingt sein; aber ihre Verwirklichung hängt auch von sozialen Situationen ab. **Es kommt hinzu, dass der Code der Liebe ein Exklusivverhältnis bezeichnet, dass man also einen Vorstoß in Richtung auf Liebe nur erkennt, wenn Momente der Ausschließung anderer mitkommuniziert werden. Gerade dies ist in unpersönlichen, öffentlichen Situationen jedoch nahezu unmöglich; denn wer hier mit dem gebotenen Tempo zur Kommunikation über persönliche oder gar intime Angelegenheiten übergeht, zeigt damit, dass er dies sozusagen habituell und jedermann gegenüber tun wird. Unter solchen Umständen mag eine sinnlich-sexuelle Akzentuierung des Interesses die Kontaktabbahnung erleichtern,** sie signalisiert jedenfalls auch in öffentlichen Situationen zwangsläufig eine gewisse Exklusivität der Kontaktbereitschaft.

Ferner wäre zu klären, wie unter modernen Bedingungen semantische Formulierungen lauten können, die Geltung und Dauer beanspruchen können. Die konstitutiven Differenzen der Tradition (sinnlich/nichtsinnliche Liebe und die diese Unterscheidung überlagernde Differenz plaisir/amour) waren in der Semantik der Liebe stärker durch allgemeingesellschaftliche Wertungen geprägt – sei es in der Form der Idealisierung, sei es in der Form der Paradoxierung. Sie gaben eben damit aber auch der konstitutiven Differenz mehr Informationswert mit für den Aufbau der Themen und Orientierungen im Bereich persönlicher Zuneigung. Die konsitutive Differenz war zugleich informative Differenz. Das hat sich geändert. **Der Differenz persönlich/unpersönlich lassen sich – vielleicht täuscht uns hier aber die gegenwärtig ungeklärte Situation – kaum Direktiven abgewinnen für eine Codierung des Intimbereichs.** Sie ist einerseits **universell relevant** und nicht eingeschränkt auf die klassische Trias jung/schön/reich. Sie gilt im Prinzip für alle überhaupt denkbaren Situationen,

sofern man sie unter dieser Perspektive der zwischenmenschlichen Interpenetration betrachtet. Sie **besagt** eben deshalb aber **noch nicht, in welchen Formen und unter welchen beiderseitig akzeptierten Regeln auf Grund dieser Differenz soziale Systeme für den Intimbereich entstehen können**. Eine Antwort auf diese Frage kann nicht auch in Anwendung der konstitutiven Differenz, das heißt nicht auch ganz individuell und persönlich gefunden werden; denn die Differenz selbst garantiert nicht, sondern erschwert im konkreten Situationen gerade die Option für Intimität.

Die gleiche Veränderung lässt sich in einer zweiten Beobachtung fassen, die man als **Trivialisierung des Selbst** formulieren könnte. Die Liebe bleibt nicht mehr wenigen großen Liebenden vorbehalten, nicht einmal mehr an deren Modell orientiert. Die Romantik und die Romantiker selbst hatten sich noch einmal am Ideal versucht als Literatur und als Leben; sie hatten damit gelebt und gelitten in den Wechselverhältnissen von Konzeption und Realität und von Frau und Mann. Aber das kann man unmöglich jedermann zumuten, auch nicht innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Die **Universalisierung erfordert, als Basis für Intimität, ein jedermann zugängliches Selbst**. Dies hatte die Transzendentalphilosophie (Erkenntnis nur vom Subjekt aus) in ihrem Subjektbegriff gemeint, und daran hatte die Frühromantik sich noch orientiert. „Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein“, heißt es bei Novalis. In der Übertragung auf durchaus empirische (auf Erfahrung beruhend) Liebe und Ehe wird der transzendente Gedanke jedoch ins Idealistische – deformiert. Er bietet gerade das nicht, was er in diesem Anspruch zu sein sucht: Bildung der Individualität. Die Anerkennung des Eigensinns realer Individualität – und zumal eines jeden realen Individuums – was Misstratenes einschließt! – muss sich gegen die Kultur der Individualität durchsetzen. **Was jeder für sich in persönlichen Beziehungen als Anerkennung seines Selbst erwartet und als freien Reden über sich selbst realisiert wissen möchte, betrifft nichts Ideales, sondern etwas Faktisches; nicht die Darstellung der Menschheit von einem Standpunkt aus, sondern das, was als Leben konkret zusammengekommen ist und auf seinen Sinn hin begriffen sein möchte**. Das Problem ist eher, wie so Verschiedenes noch Eines sein kann, und nicht: wie es als „Ganzes“ den „Sinn des Lebens“ zu erfüllen vermag; und das Ich des Ich nennt man heute nicht transzendentes Selbst, sondern Identität. Der Begriff hat keine logische, sondern symbolische Relevanz: Er belegt, dass es in einer Gesellschaft mit überwiegend unpersönlichen Beziehungen schwierig geworden ist, den Punkt zu finden, in dem man sich selbst als Einheit erfahren und als Einheit wirken kann. Das Ich des Ich ist nicht die Objektivität der Subjektivität im transzendental-theoretischem Sinne. Das Ich des Ich ist das Resultat selbstselektiver Prozesse; und ist gerade darum auf Mitselektion durch andere angewiesen. Nicht Steigerung, sondern Selektion aus eigenen Möglichkeiten ist jetzt das Problem.

Was man als Liebe sucht, was man in Intimbeziehungen sucht, wird somit in erster Linie dies sein: **Validierung der Selbstdarstellung**. Es geht nicht so sehr darum, dass der Liebende den Geliebten überschätzt oder gar idealisiert. Das kann diesem als ständige Aufforderung, besser zu sein, und als ständiges Diskrepanzerleben eher unangenehm sein, jedenfalls auf Dauer. **Wenn Selbstdarstellung als „Bildung“ der eigenen Individualität gesellschaftlich freigegeben, also kontingent gesetzt ist, bedarf sie der sozialen Abstützung. Die Bewusstseinschwelle, an der man die eigene „Präsentation des Selbst im täglichen Leben“ registriert, wird unter modernen Lebensbedingungen erheblich gesenkt. Gerade dann ist man auf Takt anderer angewiesen, die gleichgültig genug sind, um Diskrepanzen von Sein und Schein nicht aufzugreifen – oder eben auf jemanden, der an die Einheit von Sein und Schein glaubt oder zumindest dies zum Gegenstand seiner eigenen Selbstdarstellung macht, an die nun wieder der andere glauben muss**. Dies Bestätigen der Selbstdarstellung, auch wenn sie willkürlich gewählt wird, muss in der Anbahnung von Intimbeziehungen gelernt und eingeübt werden. Aber lässt sich diese Aufgabe als Verhaltenscode normieren? Jedenfalls ließe das auf eine Erneuerung der Form paradoxer Konstitution hinaus. **Liebe müsste erneut als Einheit aus Illusion und Realität vorgesehen und gleichwohl glaubwürdige Lebensvorlage angeboten werden**. Wie immer Beobachter darüber urteilen mögen: Liebende dürfen sich selbst und einander nicht schon deshalb unglaubwürdig sein, weil sie lieben. Stellt man auf dieses Problem der Validierung von Selbstdarstellungen ab, muss die Semantik der Liebe dem angepasst werden. Die Veränderung betrifft vor allem die „Leitsymbolik der Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen, sie verschiebt das „Wogegen“ und das „Wofür“, das in der Semantik mitgemeint ist. Hier versagt jetzt der Begriff der Passion, der gesellschaftliche und familiale Kontrollversuche abzuwehren hatte mit der Betonung einer irrationalen, ja krankhaften Unverantwortlichkeit für das eigene Fühlen und Handeln. Heftigkeit und Exaltiertheit an diesem Punkt

werden jetzt unnötig. An die Stelle tritt ein eher schwer zu formulierendes Prinzip, das zum Ausdruck zu bringen sucht, dass der Liebende selbst Quelle seiner Liebe ist. In diesem Sinne muss Spontaneität ausgedrückt werden. **Die Liebe darf sich nicht erst auf Nachfrage zu erkennen geben, sie muss allem Bitten und Fragen zuvorkommen, um nicht als Pflicht oder als Konzilianz zu erscheinen.** Liebe darf sich nicht provozieren lassen. Sie muss nicht reaktiv, sondern proaktiv handeln. **Nur so kann sie nicht nur auf das Handeln sondern auf das Erleben, auf die Welteinstellung des Geliebten reagieren und sich in einer noch nicht definierten Situation frei bewegen. Nur so kann der Liebende seine eigene Freiheit und Selbstbestimmung bewahren, indem er dem, auf den er sich ganz einstellt, zuvorkommt. Und dann löst sich auch das Paradox der freiwilligen Unterwerfung, des In-den-Ketten-Bleiben-Wollens, und man sieht, worauf es im täglichen Leben ankommt: als Ich seines Ichs, als Quelle seines eigenen Liebens handeln zu können.**

Hiermit steht in Einklang, dass im Gegensatz zum Reflexionswissen einer langen Literaturgeschichte Aufrichtigkeit in der Kommunikation unter Liebenden wieder stärker betont wird. Damit wird einerseits mehr verlangt als nur Aufrichtigkeit in Bezug auf die Differenz von „wahrer Liebe“ und bloßer Verführung; andererseits geht es um ein schlichtes rezeptfähiges Prinzip, das 300 Jahre Einsicht in den unauflöslichen Zusammenhang von Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit im Aufbau menschlicher Existenz und in der Entwicklung von Liebe beiseite schiebt. **Ganz abgesehen von der Frage, ob der, den man liebt, es einem überhaupt erlaubt, alles zu sagen, was man zu sagen hat: Soll man aufrichtig sein auch in Stimmungslagen, die ständig wechseln? Soll der andere wie ein Thermometer an die eigene Temperatur angeschlossen werden? Vor allem aber: Wie soll man jemanden gegenüber aufrichtig sein, der sich selbst gegenüber unaufrichtig ist? Und ist schließlich nicht jede Existenz eine unfundierte Projektion, ein Entwurf, der Stützen und Schutzzonen der Unaufrichtigkeit braucht. Kann man überhaupt eigene Aufrichtigkeit kommunizieren, ohne allein schon dadurch unaufrichtig zu werden?** Der Einfluss der Therapeuten auf die Moral (und der Moral auf die Therapeuten) ist schwer abzuschätzen, sicher aber zu fürchten. Er setzt die labile Gesundheit, die heilungsbedürftige Verfassung des Einzelnen an die Stelle der Liebe und entwickelt für Liebe dann nur noch die Vorstellung einer wechselseitigen Dauertherapierung auf der Basis einer unaufrichtigen Verständigung über Aufrichtigkeit.

Was kann aber, so muss man jetzt fragen, Liebe sein, wenn sie jedem Individuum die Chance geben soll, sich mit sich selbst zu identifizieren und da Ich seines Ichs zu sein? Es mag so scheinen, als ob der Abbau der Idealitätszumutungen (was den Verzicht auf alle Ersatzideologien wie „growth of personality“ etc. einschließt) die Problemlösung erleichtere. In Wahrheit entzieht sie der Liebessemantik das, was bisher unentbehrliche Formulierhilfe war: die Übersteigerung ins Ideale oder Paradoxe. Auf der Ebene der gepflegten Semantik war dies die Form, in der das Mannigfaltige als Einheit formuliert, systematisiert und damit tradierbar gemacht werden konnte. Ein Ersatzprinzip ist nicht in Sicht. Es könnte also sein, dass eine Erleichterung der Anforderungen in Richtung auf Alltägliches und Triviales die Unwahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung steigert, weil dafür dann keine Form mehr gefunden werden kann.

Immerhin kann man die überlieferte Semantik der Instabilität und des Leidens an der Liebe als Abstoßpunkt benutzen, um ein Problem zu formulieren. Der Code amour passion hatte, wie gezeigt, sich gegen Ehe differenziert und die innere Unmöglichkeit der Liebe als Exzess und Ende gefasst. Auch moderne Theorien scheinen dem zu folgen, wenn sie am Tatbestand selbst Unmöglichkeitssymptome feststellen. Bindung erscheint zum Beispiel dem Psychotherapeuten Dieter Wyss als selbstdestruktiv. Aber daraus wird für eine Gesellschaft, die Liebe und Ehe zusammenzuführen sucht, nicht auf baldiges Ende geschlossen, sondern auf Lernnotwendigkeiten. Angesichts der in aller Bindung angelegten Auflösungsdynamik wird Lieben als Problem der Erhaltung von Unwahrscheinlichem bewusst – und ehefähig gemacht. Bei der Erhaltung geht es um Erhaltung unwahrscheinlicher Kommunikationschancen, für die ein allgemeines, gesellschaftsstrukturell vorgegebenes Bedürfnis unterstellt wird. **Die Eigenart des anderen, den man liebt und auf den hin man Welterfahrungen aufnimmt und handelt, wird als Resultat von Enttäuschungsverarbeitungen in den eigenen Lebenssinn übernommen, und zwar speziell in den Hinsichten, in denen er anders ist als man selbst; anders auch, als man wünschen würde; und anders schließlich, als es einer Stilisierung seiner Wesenszüge ins Ideale entspräche.** Man könnte nach all dem vermuten, dass Codierung der Intimität sich in Richtung auf ein Programm des Verstehens entwickeln wird. Im Prinzip ist im Begriff des Verstehens zweierlei postuliert. (1) Die Einbeziehung der Umwelt und des Umweltverhältnisses eines beobachteten

Systems in die Beobachtung, so dass man mit erfahren kann, von woher der Beobachtete erlebt und woraufhin er handelt; (2) die Einbeziehung von Information und Informationsverarbeitung, das heißt die Einbeziehung der Kontingenzen und Vergleichsschemata, in bezug auf die im beobachteten System Nachrichten als Selektionen erlebt und behandelt werden; und mit all dem (3) die Einbeziehung der Selbstdarstellungsnotwendigkeiten und der intern dafür benutzten Erleichterungen in das, was den Gegenstand des Verstehens ausmacht. **Auch Verstehen in diesem Sinne ist eine Quasi-Unmöglichkeit, eine nur in Annäherungen erreichbare Idealität. Und das gilt erst recht für die Forderung, sich nach Maßgabe des verstehenden Erlebens auch zum Handeln bereit zu finden.** Der Umbau des Code in Richtung Verstehen würde keine Minderung der Anspruchslage, keinen Kompromiss mit den Realitäten einleiten. **Aufs Extrem hin gesehen, ist Verstehen genau so unwahrscheinlich wie Wiedergeburt im Anderen,** wie „soumission“, wie Dauerexzess. Die Wendung kann nur bedeuten, dass eine Semantik, die Unwahrscheinliches anfordert, veränderten Bedingungen der Plausibilität angepasst wird.

Hieran anschließend kann man überlegen, ob nicht manches dafür spricht, dass Idealisierung und Paradoxierung als Code-Formen durch Problemorientierung abgelöst werden. Totalisierende Vorschriften führen in jeweils genau angebbare, geradezu erwartbare Probleme, die weder im Ideal einfach ignoriert, noch als Paradox angemessen formuliert werden können. **So führt das Gebot des sich- Einlassens auf die Weltsicht des anderen vor die Frage, ob man auch unbegründete Ängste, selbstschädigende Ansichten, lebensgefährdende Gewohnheiten übernehmen, anerkennen, bestätigen soll.** Psychologische Alltagsscharfblick und moderne Sensibilität treiben diese Frage ins Zentrum des Liebes-Ethos. **Und gerade wenn man sehr genau und aus intimer Kenntnis nachfühlt, wie der andere mit „seiner“ Umwelt eine Symbiose sucht, die negativ auf ihn zurückwirkt, gerade dann fordert Liebe Bestätigung und Widerspruch zugleich.** Die Passion hat ihre Ende, das Ideal seine Enttäuschung, das Problem findet keine Lösung. **Die Problemorientierung mag aber den Vorteil haben, dass sie es den Liebenden aufgibt, am Umgang mit dem Problem sich ihre Liebe zu zeigen – quälend aussichtslos und trotzdem liebend.** Dies Thema selbstdestruktiver Einstellungen ist neu, es fehlt in der traditionellen Liebessemantik, die nur von Eigenschaften und von Einstellungen der Menschen zueinander zu handeln hatte, und es könnte gut sein, dass hier, und nicht in den überlieferten Paradoxien, der Punkt liegt, in dem die Unmöglichkeit der Liebe – negiert sein will.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch Tendenzen interpretieren, die Eheschließung abzulehnen und so zusammenzuleben. Man kann darin den Ausdruck einer Art überdeterminierter Skepsis erkennen, die aus dem Kenne und Ernstnehmen des Problems resultiert. **Nichtheiraten bringt eine Art Vorbehalt zum Ausdruck – und zwar so, dass mit der Ablehnung des bindenden Symbols Ehe zugleich die Symbolisierung des Vorbehalts vermieden werden kann, der zur Ablehnung führt.** Bereits in den Romanen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde diese Formablehnung im Interesse freier Liebe vertreten. Und bereits früher gab es zuweilen einen großzügigen und verständnisvollen Onkel, der es dem Neffen erlaubte, „sein Verhältnis“ mitzubringen. Heute wäre jedenfalls diese Terminologie nicht mehr geeignet, der Sache gerecht zu werden. Das „Zusammenleben“ hat gesellschaftliche Anerkennung gefunden. Das Erstaunliche daran ist nicht die Tatsache als solche, sondern, dass die Anerkennung ohne jede Übernahme von symbolisch generalisierten Bindungen ohne jede Art von Verpflichtungserwartung genährt wird. Hält man das Interesse an persönlichen Beziehungen als solches für stark genug? Oder ist das Wählen einer „Alternative“ schon Legitimation genug?

Schließlich gewinnt angesichts der Leitdifferenz von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen auch das Problem der Codierung eine semantische Form, die sich von den Bestimmungsversuchen der Tradition ablöst. Codierung ist eine Art semantischer Verdoppelung von Hinsichten, die der Informationsgewinnung und –verarbeitung dient. **Von der Idealisierung des Gegenstands der Liebe aus konnte man nur Perfektion und Privation denken, nicht aber eine zweiwertige Codierung im strengen Sinne.** Die anschließende Umformung zum Prinzip des **amour passion** bietet schon bessere Ausgangspunkte. Aufgrund der Fraglosigkeit des plaisir trennen sich die Möglichkeiten **aufrichtiger und unaufrichtiger Liebe, bezogen auf den Zugang der letzten Gunst.** Die **Romantik subjektiviert das Problem in der reflexiven Doppelwertigkeit des Sichhingebens und Sichbewahrens.** In beiden Fällen wird die Einheit des Code, **um solche Doppelungen zu ermöglichen, in die Form der Paradoxie gebracht** mit Aussagen wie: **freiwilliges Gefangensein,** gesonnene Leidenschaft. Wie man sieht: Meisterleistungen in der Semantik mit vielen Problemen bei

Versuchen, sie ins Leben umzusetzen.

Sobald die Gesellschaft nun das gegenläufige Interesse an unpersönlichen und persönlichen Beziehungen strukturell vorgibt, lässt sich dieses Problem der Codierung der Intimität sehr viel zwangloser lösen. Das heißt: dass die Semantik der Liebe vereinfacht, ja trivialisiert werden kann; aber das heißt natürlich nicht: dass das Lieben selbst einfacher würde. **Der Code fordert jetzt eine universale Doppelwertung aller Ereignisse unter Führung durch die Differenz persönlich/unpersönlich.** Dazu ist Liebe nötig als Ausdifferenzierung einer Bezugsperson, im Hinblick auf die die Welt anders gewertet werden kann als normal; in deren Augen auch der Liebende selbst ein anderer sein kann als normal. Natürlich wird nicht die Realität der welthaften Dinge verdoppelt, sondern nur die Welt selbst. Die Doppelung bleibt ein semantisches Artefakt. Sie konstituiert eine Doppeltypik von Anschlussmöglichkeiten in allem Erleben und Handeln unter dem Gesichtspunkt der anonymen Geltung einerseits und unter dem Gesichtspunkt dessen, den man liebt, andererseits.

Rückblickend gesehen erscheint die Esoterik der **passionierten Liebe jetzt als eine Art Überleitungssemantik, die ohne ausreichenden strukturellen Rückhalt im Gesellschaftssystem Intimbeziehungen schon binär zu codieren versucht.** So konnte man in einer noch schichtmäßig lebenden, noch nicht so stark depersonalisierten Gesellschaft unter Anleitung durch Literatur schon lernen, sich ganz auf einen ausgewählten anderen einzulassen und in ihm von ihm her zu leben; zunächst gleichsam okkasionell (gelegentlich) und außerhalb der Ehe und dann sogar im Rahmen institutionalisierter Bindung. Dafür musste die Semantik sozusagen auf eigene Faust die Motive beschaffen, und sie pendelte dementsprechend zwischen Schönheit und Tugend auf der einen und „tierischer“ Sinnlichkeit auf der anderen Seite. **Heute kommt die Gesellschaft, was Motivation zum Aufbau einer rein persönlichen Welt betrifft, vielleicht stärker entgegen. Aber andererseits beginnt man wohl auch erst jetzt zu erfahren, wie unwahrscheinlich dies ist.**

Zum Schluss fasst Luhmann das gesagt noch einmal zusammen unter dem Blickwinkel der heutigen Zeit unter Verwendung der systemtheoretischen Begriffe, wie gehabt:

Kapitel 16: Liebe als System der Interpenetration

Die weitläufigen Darstellungen des Formenwandels der Liebessemantik sollen abschließend nochmals unter systemtheoretischen Gesichtspunkten zusammengefasst werden. Es geht bei Intimverhältnissen um soziale Systeme, von denen erwartet wird und von denen besonders die Teilnehmer erwarten, dass sie den Ansichten und Bedürfnissen der beteiligten Personen voll und ganz gerecht werden. Die Funktion und Sinngebung solcher Sozialsysteme verweist uns also an die Systemreferenz individuelle Person. Intimverhältnisse müssen dem gerecht werden, was die Person von ihnen erwartet – oder sie geraten als soziale Systeme in Schwierigkeiten. Dieser Zusammenhang von personaler Erwartung und Gefährdung des sozialen Zusammenhalts wird durch das Insistieren auf Zweierbeziehungen gesichert; das ist die Funktion der Code-Vorschrift, dass man nur einen/eine auf einmal lieben könne.

Weiter verwiesen an das personale System des Individuums hat man deshalb weiterzufragen, was Intimität für die System/Umwelt-Verhältnisse der Einzelperson bedeutet. Hierfür ist eine Unterscheidung wichtig, die in komplexeren Gesellschaften mit weitgehend ausdifferenzierten Systemverhältnissen an Bedeutung gewinnt. Man muss die Beziehungen eines Systems zu seiner Umwelt unterscheiden von den Beziehungen des Systems zu einzelnen Systemen in seiner Umwelt. Die Umwelt des Systems hat ihre (wie immer sektorierte) Einheit durch das System selbst. Die Systeme in der Umwelt des Systems verdanken ihre Einheit dagegen sich selbst. Zur Umwelt gehört alles, über was das System nicht in der Weise selbstreferentieller Reproduktion verfügen kann, also auch jedes andere System. Andere Systeme sind aber zusätzlich (und im Unterschied zur Umwelt insgesamt) durch einen eigenen Modus selbstreferentieller Reproduktion gekennzeichnet. „Die Umwelt“ ist für das System das abstrakte andere; andere Systeme dagegen sind für das System das durch sich selbst bestimmte Andere.

Diese Differenz ist selbst ein Resultat evolutionärer Entwicklung. Sie verschärft sich für verschiedene Systeme in verschiedener Weise dadurch, dass Systeme Distanz zu ihrer Umwelt gewinnen, in ihr andere Systeme unterscheiden lernen, dies mit Bezug auf zunehmend mehr und zunehmend

unterschiedliche andere Systeme geschieht und dadurch die Repräsentanz einzelner Systeme für die Umwelt insgesamt zurücktritt. Man darf annehmen, dass es zunächst die Religion war, die diese Differenz überbrücken und zusammenhalten konnte. Sie hatte ein System in der Umwelt anderer Systeme verwirklicht, das für diese anderen Systeme die Welt interpretieren konnte. Ihr Symbol Gott bedeutete „einer und alles“ – was sie selbst zu leisten beanspruchte. Diese Funktion der Weltrepräsentanz durch ein System in der Umwelt anderer Systeme wird durch die Reformation und durch weit darüber hinausgehende Transformationen des Gesellschaftssystems im 16. und 17. Jahrhundert tangiert. Man kann die Ausdifferenzierung eines Code für Intimbeziehungen als Komplementärgeschehen sehen. Das heißt nicht, dass die Liebe an die Stelle der Religion tritt (obwohl es gelegentlich Eruptionen gibt, die genau dies behaupten wollen). Gerade in funktional differenzierten Gesellschaften können Funktionsbereiche nur selbstsubstituiv fortentwickelt, kann also Religion nur durch Religion ersetzt werden. Aber das Vakantwerden (frei / offen sein) dieser Position, von der aus ein System in der Umwelt die Umwelt repräsentieren konnte, gibt für alle Funktionsbereiche besondere Probleme auf.

Für Intimbeziehungen werden nun dafür Lösungen eigener Art gesucht. Das Kopieren religiöser Formen tritt zurück. Man kann gerade in Zweierbeziehungen nicht gut dem jeweils anderen die Weltrepräsentanz überlassen, wie es zunächst mit Code-Begriffen wie (absolute) Unterwerfung und Eroberung angedeutet war. So auf die Einheit von Welt und Zweierbeziehung zu zielen, führt, wie wir gesehen haben, in die Paradoxie. Dem 19. Jahrhundert bleibt nach dem Kopieren religiöser Formen nur noch das Kopieren als solches. Das Absolute wird zur Geste. Das Unerreichbare wird als Dandy, als Clown, als Straßenjunge symbolisiert. Darauf kann dann nur noch mit einem Traditionsabbruch geantwortet werden. Die Führung der Liebenden geht vom Roman über auf die Psychotherapeuten. In der Differenz von eigener Umwelt und anderen Systemen in der eigenen Umwelt liegen jedoch, fasst man sie nur abstrakt genug, Traditionsanschlüsse ebenso wie neue Perspektiven. Das Problem dieser Differenz wird zum Problem des sozialen Systems, das sich an Hand von Intimbeziehungen entwickelt. Es geht nicht so sehr um Qualitäten, Tugenden, Harmonie der Charaktere; es geht um den anderen Menschen, der in meiner Umwelt meiner Welt Sinn zuführen könnte, aber dies nur kann, wenn ich ihn uns eine Umwelt als meine akzeptiere. Auch „Reziprozität der Perspektiven“ ist eine viel zu einfache Formel, die zu sehr auf wechselseitige Thematisierung der Personen selbst abstellt. Es geht um die Möglichkeit eines sozialen Systems der Informationsgewinnung und Informationsverarbeitung, in der jede Information die Einheit der gemeinsamen Welt bestätigen soll und daher jede Information die Differenz aufbrechen lassen. „Mein Portemonnaie ist verschwunden“ – das ist das erste Mal noch verzeihlich, aber auch das zweitemal, auch das drittemal? Und wird nicht irgendwann einer von beiden vermuten, dass der andere die Information anders sieht?

Wir hatten die Vorstellung einer Reziprozität der Perspektiven durch den (sehr viel reicheren, sehr viel anspruchsvolleren) Begriff der zwischenmenschlichen Interpenetration ersetzt. Das hat für das Thema Liebe Konsequenzen, die in mehrere Richtungen weisen. Vor allem wird die Metaphorik der Verschmelzung aufgelöst und ersetzt. Die Interpenetration bringt nicht verschiedene Systeme zur Einheit. Sie ist keine unio mystica. Sie läuft nur auf der operativen Ebene der Reproduktion der Elemente, hier also der Ereigniseinheiten des Erlebens und Handelns ab. Jede Operation, jede Handlung, jede Beobachtung, mit der ein System seine Ereignissequenzen reproduziert, findet dann zugleich im anderen statt. Sie hat zu beachten, dass sie als Handlung des einen Systems zugleich Erleben des anderen ist, und das ist nicht nur eine äußerliche Identifikation, sondern zugleich Bedingung ihrer eigenen Reproduktion. Man kann in Liebe nur so handeln, dass man mit genau diesem Erleben des anderen weiterleben kann. Handlungen müssen in die Erlebniswelt eines anderen eingefügt und aus ihr heraus reproduziert werden; und sie dürfen doch ihre Freiheit, ihre Selbstgewähltheit, ihren Ausdruckswert für Dauerdispositionen (Dauereignetheit, Dauereinstellung) dessen, der handelt, damit nicht verlieren. Sie dürfen gerade nicht als Unterwerfung, als weiche Fügsamkeit, als Nachgiebigkeit oder als Konfliktvermeidungsverhalten erscheinen. Mit einem „na meinetwegen“ ist keine Liebe zufrieden. Sie fordert, dass nur der, der liebt, so handeln kann. Handeln aus Liebe passt sich also nicht nur an, will nicht nur gefallen, erfüllt nicht nur Wünsche. Die Terminologie der soumission und der complaisance ist nicht mehr adäquat, wenn sie es je gewesen ist. Es geht darum, in der Welt eines anderen Sinn zu finden. Da diese Welt nie unproblematisch ist, kann auch der sie bestätigende Sinn nie unproblematisch sein. Er mag sich den Launen oder Stimmungen des anderen widersetzen. Er mag die Welt des Geliebten durch sein Vorkommen in ihr transformieren. Er muss das Risiko laufen, letztlich nicht zu wissen, was für den anderen gut ist, und

sich statt dessen an die Liebe halten.

In ihrer Handlungsgrundlage, als Sinnerfassung, ist Liebe auf die Welt eines anderen Systems gerichtet, verändert durch ihren Vollzug also das, was sie beobachtet. Sie kann sich nicht auf Distanz bringen. Sie selbst macht sich zum Teil ihres Gegenstandes. Ihr „Objekt“ hält nicht still, sondern nimmt die Operation in sich auf und verändert sich dadurch. Das Vom-anderen-erlebt-Werden wird zur Komponente operativer Reproduktion. Selbstreproduktion und Fremdreproduktion bleiben nach Systemkontexten getrennt und werden doch uno actu vollzogen.

Jedenfalls wenn und solange das Interpenetrationsverhältnis das Erleben und Handeln steuert. Jeder Partner kann natürlich versuchen, sich dem zu entziehen; aber auch dieses Sichentziehen findet noch in der Synchronisation des Intimverhältnisses statt. Man hat dies am Beispiel der Beendigung von Liebesverhältnissen vorgeführt und die auf den ersten Blick seltsame Konsequenz gezogen, dass der noch Liebende die Liebe für beendet erklären muss. Die Marquise de M. konnte es; Ellénore konnte es nicht.

Alle Kommunikationen in Intimverhältnissen sind Inkommunikabilitäten ausgeliefert, die sie selbst konstituieren. Wir hatten das als entdeckte und verdeckte Einsicht des 18. Jahrhunderts festgehalten. Auch dies klärt sich mit Hilfe des Begriffs der Interpenetration. Unter der Bedingung, von Interpenetration wird jedes Handeln doppelgleisig ausgewertet: in dem, was es intendiert, und in dem, was es für Attributionsprozesse bedeutet. Dieser Sachverhalt liegt auch dem berühmten double bind Theorem zu Grunde. Nur auf der Ebene, die über Attribution erreicht wird, kann Aussicht auf Dauer gefestigt werden, Kommunikation bleibt negierbar. Daher ist auch das Zusammenziehen der Differenz in einen einzigen Akt der Liebe nicht möglich – oder genauer gesagt: immer möglich, aber nur in der Ewigkeitsperspektive des Moments. Jede Aussage trennt den Aussagenden von dem, was er sagt, und schon dadurch geht die Unschuld verloren. Es muss mit zur Liebe gehören können, dies zu respektieren. Die andere Wahl ist der Versuch, Unaufrichtigkeit, wenn nicht Schizophrenie zu erzwingen.

Als Interpenetration ist auch zu begreifen, wenn die Liebenden einander ihre eigene Welt konzedieren und darauf verzichten, alles in eine Totalität einzubringen. Die Universalität des Sinnbezugs der Liebe braucht nicht, ja kann nicht alles aktuelle erleben und Handeln ergreifen. Ebenso wie bei der Universalität des Sinnbezugs der Religion oder des Rechts ist nichts von seiner Natur her irrelevant, andererseits aber auch kein Zwang gegeben, nun jeden Schritt nach dem Code abzustimmen. Nur wenn darauf verzichtet wird, ist Universalität im strengen Sinne erreichbar. Nur wer noch heute vom Roman und von der Romantik her denkt, kann überrascht sein, wenn er erfährt, dass Liebe dem topos „shared activities“ und „shared values and goals“ keine überragende Bedeutung beimessen. Wenn sich dies bestätigen ließe, hätte man einen Anhaltspunkt dafür, dass die realen Empfindungen und Gedanken über Liebe reifer sind als das, was die traditionelle Semantik vorschreibt. Es ist gar nicht so abwegig, den Ausweg aus unerfüllbaren Anforderungen der Liebe in Richtung auf Monotonie zu suchen, das heißt in Richtung auf Minderung des Zustroms an Information. Aber das heißt dann auch: Verzicht auf Optimierung der Funktion, Verzicht auf die Möglichkeit, am anderen die volle Bestätigung der eigenen Welt zu gewinnen. Rezepte dieser oder anderer Art können verschieden ausfallen. Lässt man sie dahingestellt, dann bleibt die These eines ausdifferenzierten Sozialsystems mit unwahrscheinlichen Strukturen und unwahrscheinlichen Funktionen. Um es zu wiederholen: Jede Information, die in diesem System aufgenommen und verarbeitet werden kann, testet die Kompatibilität der Umwelten (wobei jeder Teilnehmer selbst zur Umwelt des anderen gehört und dadurch mitegestet wird). Das System zerfällt (auch wenn die Partner „beisammen bleiben“), wenn dies nicht mehr die gemeinsame Basis ist, die das System reproduziert, indem sie allen Informationen die Funktion gibt, das System zu reproduzieren. Dies ist das systemtheoretische Pendant eines Code, der verlangt, dass man sich in der Interaktion mit Handeln auf das Erleben des anderen einstellt. Die Einheit des Code postuliert die Einheit des Sozialsystems der Intimbeziehung, und die Einheit dieses Systems ist die Einheit der Differenz, die seiner Informationsverarbeitung zu Grunde liegt. Auf eine „Differenz“ kann man nichts „gründen“. Es gibt also, auch dies hatte man immer schon gesagt, keinen Grund für Liebe.

Geht man vom Postulat funktionspezifisch ausdifferenzierter selbstreferentieller Sozialsysteme für Intimbeziehungen zwischen jeweils 2 Personen aus und versteht man Intimität als Interpenetration, kann man rückblickend sondieren, ob und in welchen Hinsichten die semantische Tradition des amour passion und der romantischen Liebe dafür Orientierungsvorlagen geliefert hat. Bezogen auf den Gesamtbestand der traditionellen Liebes-Semantik kann man die zugespitzten Paradoxierungen ebenso

aufgeben wie die Sinnmomente Passion und Exzess, die vor allem die Ausdifferenzierung legitimieren sollten. Unverzichtbar bleibt dagegen der neuhumanistisch-romantische Begriff des weltoffenen, eine Eigenwelt konstituierenden Individuums. Ebenso wichtig ist die Vorstellung der Selbstreferenz, des Liebenden um der Liebe willen, mit der festgehalten ist, dass im Intimbereich Systeme diejenigen Bedingungen, die ihre Konstitution und ihre Fortsetzung ermöglichen, selbst produzieren müssen. Das setzt zugleich die alte Einsicht fort, dass die Liebe sich ihre Gesetze selbst gibt und zwar nicht abstrakt, sondern im konkreten Fall und nur für ihn. Radikaler als je zuvor wird man konzedieren müssen, dass Liebe alle Eigenschaften auflöst, die für sie Grund und Motiv sein könnten. Jeder Versuch, den anderen zu „durchschauen“, führt ins Bodenlose, in jene Einheit von wahr und falsch, von aufrichtig und unaufrichtig, die sich allen Kriterien entzieht. Deshalb kann nicht alles gesagt werden. Transparenz gibt es nur in der Beziehung von System und System, sozusagen an Hand der Differenz von System und Umwelt, die das System konstituiert. Liebe kann diese Transparenz nur selbst sein:

Ein Gesicht vor dem
Einen
keines mehr Sub-ject
nur noch Bezug
unfassbar

und

fest

(Friedrich Rudolf Hohl)